Res.

Anthr.

62

Fiche

Anthr. 62

Fiche

Ie 3289

Philos.

Ideen

Philos. Anthrop. Physiogn. 1507.

B.
anthr. 62.

J. f. A. Grohmann.

Ideen

zu einer

physiognomischen

Anthropologie.

Ne cherchez point, jeune artiſte, ce que c'eſt que le Genie. En as-tu: tu le ſens en toi même: N'en as-tu pas: tu ne le connoitras jamais.

Rouss. Dict. de Muſ. p. 360.

Leipzig,
im Verlage der Dykiſchen Buchhandlung,
1791.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Keine andere Ursache kann ich mir denken, welche die Anthropologie in den neuern Zeiten noch in so engen Gränzen erhält, und nicht zu der völligen Reife ihrer Ausbildung gedeihen läßt, als die Verschiedenheit der Eigenschaften und Anlagen, welche sich zur Bildung des Anthropologen vereinigen müssen. Einzeln bringt jede derselben entweder eingeschränkte Einseitigkeit, unfruchtbare, trockne, kalte Zergliederung, oder schwärmenden in Empfindung sich auflösenden Beobachtungsgeist hervor, und nur in harmonischer Verbindung den philosophischen Anthropologen in seiner ganzen Vollendung. — Weniger braucht der anthropologische Kenner Anatom zu seyn, als man jetzt noch zu glauben scheint; da vielmehr der genaue Zergliederer mit dem philosophischen Beobachter unvereinbar, — das suchende, genaue Auge, das Bestimmende des Erstern mit dem blitzschnellen Auffassen der vorübergehenden Erscheinung und dem

daraus hergeleiteten Resultate des letztern ganz disharmonisch und verschieden ist. Die weiteste Kenntniß der Anatomie wird immer für Anthropologie unfruchtbar bleiben, und die Ausbreitung derselben immer nur der Wunsch des kalten Zergliederers, nicht des praktischen Beobachters seyn. Eine geringe verhältnißmäßige Einsicht in den mechanischen Bau des menschlichen Körpers ist schon hinreichend, die Anthropologie wider Hypothesen und Widersprüche zu sichern, von ihr Beobachtungen zu entfernen, die der anatomischen Erfahrung zuwider sind. —. Mit einer kurzen Uebersicht und Kenntniß des gröbern thierischen Körpers versehen, wird hingegen der Beobachtungsgeist des äußern Menschen, oder sogenannte Physiognomik eine reichhaltigere nothwendige Eigenschaft des Anthropologen. Die ganze Verachtung, welche der gemeine Kopf für diese Wissenschaft fühlet, kann mich nicht abhalten, laut den Nutzen zu rühmen, welchen sie für den Anthropologen gehabt hat und haben kann. Temperamentslehre, Verhältnißausmessung des Kopfumrisses zu der intellektuellen und empfindenden Seele des Menschen — beruhen doch gewiß meist auf dem Geist dieses Beobachtens, haben gewiß ihre weitere Ausbildung dem ersten Ahnden der Physiognomik zu danken. Reizbare Lebhaftigkeit des

Sehnervens, allesempfängliche Empfindlichkeit desselben für Aehnlich- und Unähnlichkeit, ein gewisser Grad von Einbildungskraft, wird daher nothwendige Eigenschaft des Anthropologen, die freylich wohl bisweilen, wie ein Nordschein, zu einem errathenden Seehergeist aufglühen kann; — doch aber nimmer ohne bedeutende Winke für kältere und wissenschaftlichere Prüfung. — So viel Licht der Beobachter in den neuern Zeiten auf den intellektuellen und moralischen Menschen verbreitet hat, so weit scheint er die Erscheinungen des empfindenden Menschen aus dem Gebiete der Anthropologie ausgeschlossen, eine Geschichte der Kunst blos dem Aesthetiker überlassen zu haben, unter dessen Bearbeitung sie freylich nicht anders als unanthropologisch, d. h. unwahr und unrichtig erscheinen konnte. Nicht weniger wird also auch der vollendete Beobachter Empfindung für Kunst, Kenntniß der Ton- Dicht- Bildhauerkunst und Malerey besitzen müssen, wenn er der eingeschränkten Einseitigkeit seines anthropologischen Systems entfliehen will.

Die mögliche Vereinigung dieser drey Eigenschaften in Einem Menschen kann der Anthropologie noch für die Zukunft mit Einmal die größte und ausgebreitetste Vollendung erwarten lassen. —

Was dieses Buch selbst betrifft, so soll es nichts mehr seyn, als eine Summe von Ideen, die nur von weitem den möglichen Umriß der Anthropologie anzeigen; die mehr unbearbeitet hingeworfen sind, als weitläuftig ausgeführet, und deren Wahrheit noch in sich selbst, wie eine Blüthe in ihrer Knospe, ruhet, welche bey günstigem Sonnenschein sich mehr entwickelt und aufblühet. Es wird gewiß zum Theil von der Aufnahme dieses Buchs, von den Urtheilen geprüfter Einsichten in diese Ideen abhangen, ob sie einer weitern Bearbeitung von dem Verfasser werden würdig geachtet werden.

Für den dritten Abschnitt dieses Buchs, wo der moralische Mensch handelt, wünschte ich mehr Hinblick auf Anthropologie, als auf die behutsamere Moral des Herzens, da jene doch wohl den Menschen mehr als diese in freyen Aussichten kann erscheinen und auftreten lassen. Leipzig den 14. Dec. 1790.

J. E. A. Grohmann.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Uebersicht des Inhalts.

Erster Abschnitt.

I. Muttermäler sind Wirkungen der Empfindung der Mutter und des Embryo.

II. Geschichte der physischen Entwicklung des Vorstellungvermögens.

III. Neuer Umriß einer Temperamentslehre.

IV. Einfluß der Temperamente anf das Gehirn.

Verschiedene Bestimmung des großen, kleinen Gehirns, und des verlängerten Hirnmarks.

Verschiedene Bestimmung der möglichen Lagen der Theile des Gehirns unter einander, mittelst der Temperamente: — dargestellt in Kopf-Umrissen.

Bestimmung des Einflusses der möglichen Lagen der Theile des Gehirns auf die geistige Thätigkeit.

Untersuchung des Maasstabes der Seelenkräfte nach dem Umfang — und der verhältnißmäßigen Schwere des Gehirns zu dem Körper.

Prüfung des Sömmeringischen Maasstabes der Seelenkräfte nach der verhältnißmäßigen Größe des Gehirns zu seinen Nerven.

V. Ueber das Genie.

Was ist Genie? —

Wo in der körperlichen Organisation sein Entstehungsgrund? —

Zweyter Abschnitt.

I. Fähigkeiten der Köpfe zu Künsten.

II. Untersuchung der Möglichkeit eines Farbenklaviers.

III. Ueber Hogarths Schönheitslinie.

IV. Bestimmung der verschiedenen Organisation des Malers, Tonkünstlers, Bildhauers, Dichters.

V. Einige Bemerkungen über das Schöne und Erhabene.

VI. Anthropologische Geschichte der Kunst.

Wie fiel der Mensch darauf, seine Empfindungen außer sich darzustellen? —

Mit welcher Darstellung begann er? —

Welche Gesetze beobachtete die Kunst in ihren Fortschritten?

VII. Ueber Schönheit der Gesichtsformen.

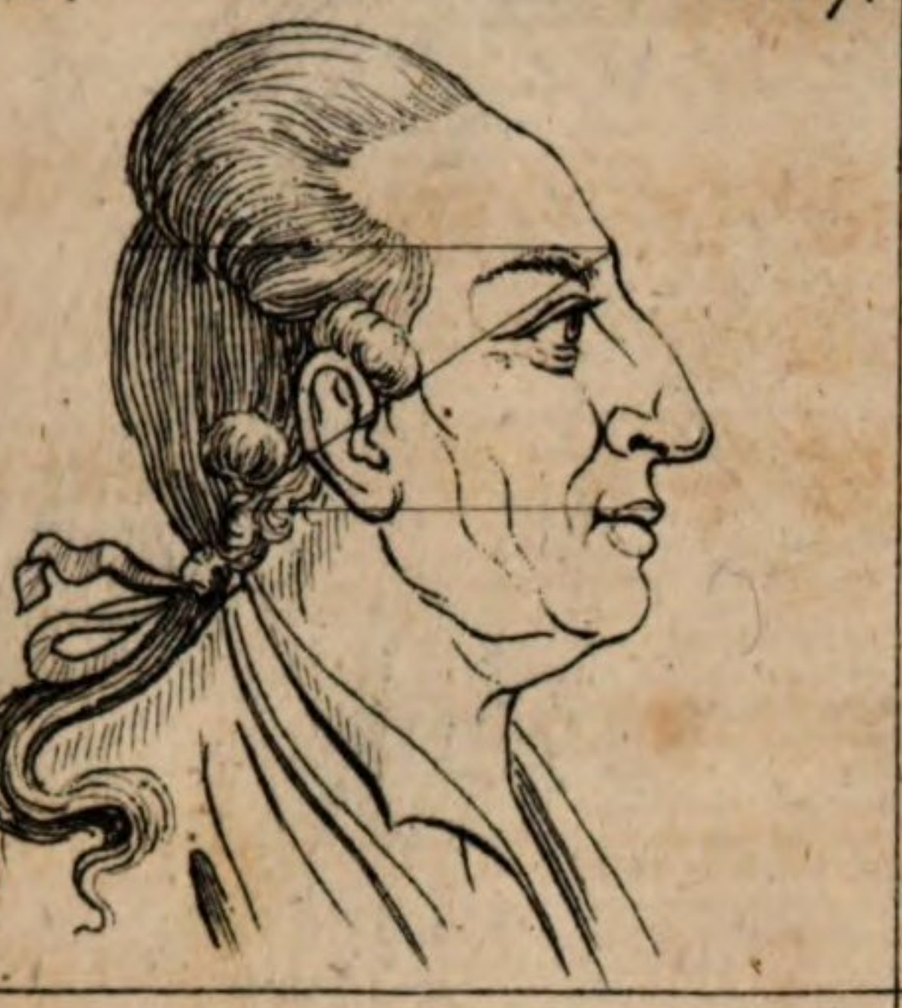
Dritter Abschnitt.

I. Charakteristische Physiognomik der Juden.

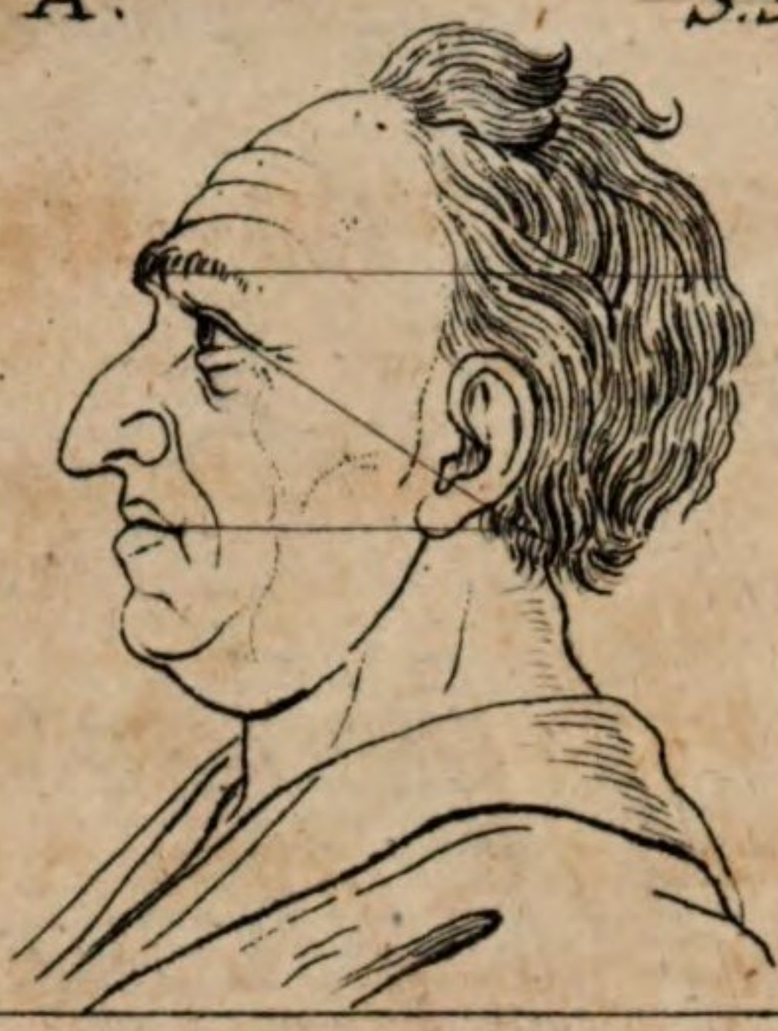
II. Ueber Religionsschwärmerey.

III. Ueber individuelle Religionsverschiedenheit nach den Temperamenten.

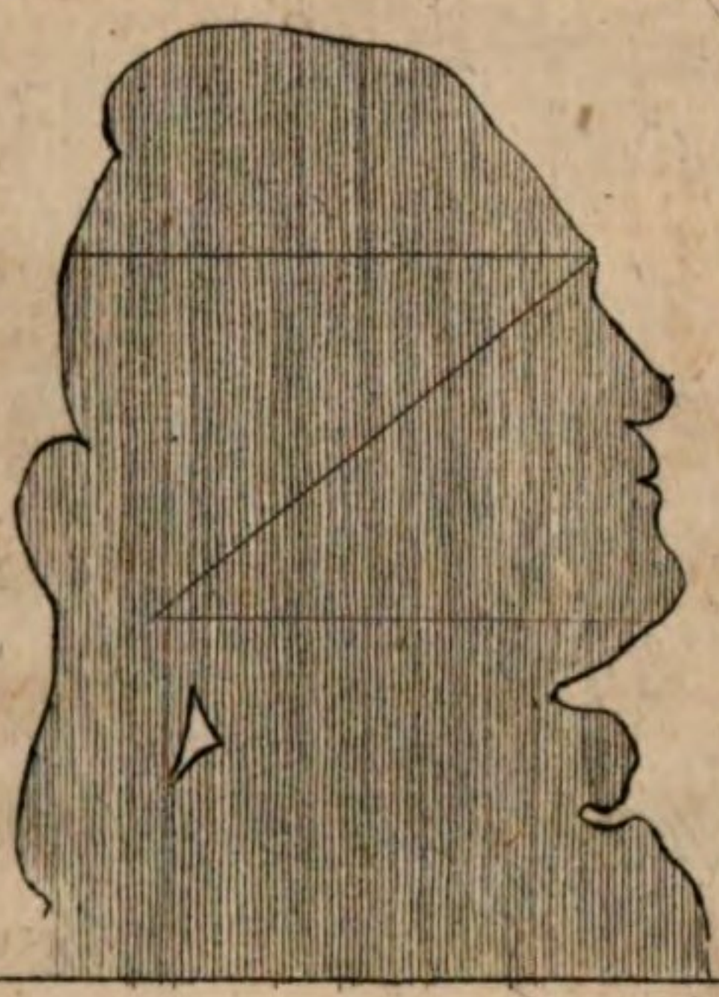
B. S. 57.



A. S. 56



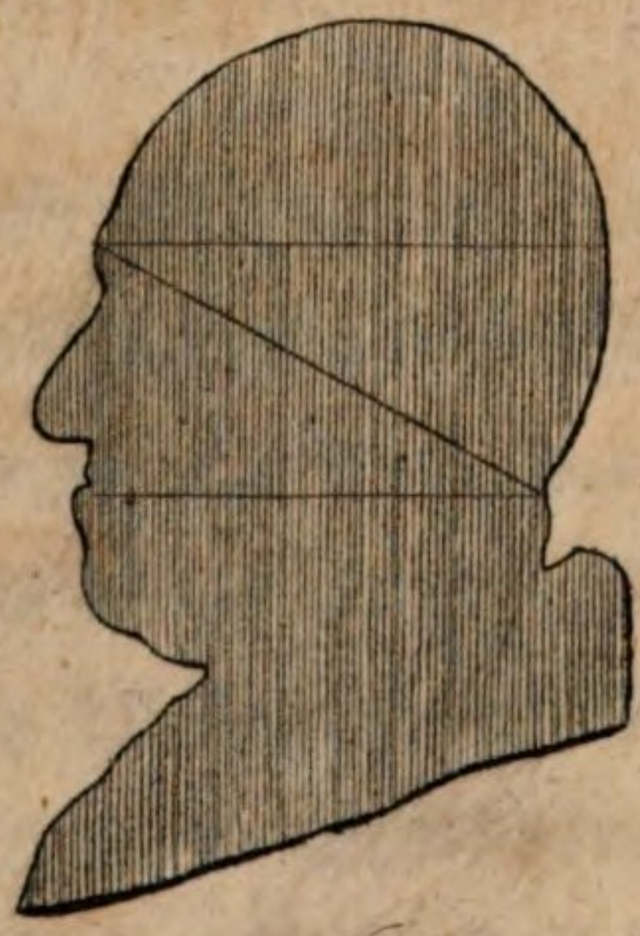
a S 58



α S. 58.

b. S. 59.

C. S. 57.



Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

So mannichfaltig die Natur arbeitet; so harmonisch und gleichsam eins sind ihre Werke. Unendliche Mannichfaltigkeit ohne Harmonie wäre Chaos, und Harmonie ohne Mannichfaltigkeit ermüdendes Unvermögen. Durch beides in Eins zusammen vereiniget bringt die Natur alle die Abdrücke der höchsten idealischen Schönheit und Weisheit hervor. —

Dieser Satz führt uns über die Grenzen der Sinne hinaus, läßt uns in dem ganzen Weltall ahnden Fortschreitung von Stufe zu Stufe, allenthalben unendliche Mannichfaltigkeit, vereint durch harmonischen Uebergang, wie in dem Ocean die größte mannichfaltigste und harmonische momentane Veränderung jedes Wassertropfens. Das ganze Weltall ist das höchste Denkbare der Schönheit — sie ist das Werk eines Unendlichen, sie muß auch selbst unendlich seyn, nicht ein wieder in sich zurückgehender Zirkel, son-

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist blößes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

dern ins Unendliche fortgehend: — sonst wäre das Werk des Unendlichen gleich dem Bilde, auf dem von der Hand des Künstlers abgedruckt ist endliche Mannichfaltigkeit und Harmonie. — Nur ein Punkt einer unendlichen Linie ist die ganze Fläche des Horizonts, mit all den tausend Erdkörpern, die er unserm Auge vorhält, gegen das ins Unendliche fortgehende mannichfaltig harmonische Reich der Schöpfung. — Jeder Sprung ist Störung dieses Naturgesetzes der höchsten Schönheit und Weisheit — jeder Absturz von einem zu dem entgegengesetzten gänzliche Verneinung einer möglichen Harmonie. Nie können sich zwey entgegengesetzte Wesen vereinigen, aller Vereinigungspunkt hört hier auf — daher in der ganzen unendlichen Schöpfung nichts entgegengesetztes, — sondern nur Täuschung, entstanden aus dem eingeschränkten Standpunkte des Menschen mit der Sinnenwelt, wo die sanfteste Fortschreitung für ihn wird der jäheste Absturz von einem Felsen in den tiefsten Abgrund. Je kürzer, je eingeschränkter die Existenz, der Wirkungskreis eines Dinges — desto mehr für ihn Entgegengesetztes; in dem Insekte ist die Stufenleiter vom Vergnügen zu dem Schmerz unbemerkbar — in dem Menschen dehnt sie sich weiter aus, bis endlich, je höher die Stufenleiter der Wesen hinaufsteigt, auch sie sich in Eins verliert, und Vergnügen und Schmerz eine Harmonie wird.

Tod — Ende — Aufhören ist bloßes Eingreifen in dieses höchste Naturgesetz der harmonischen Mannichfaltigkeit, bloßes Fortschreiten eines Wesens von einem Punkte zum andern.

Leben — Tod, Seyn — Nichtseyn, was ist einander ausschließender als dieses? — wo ein gefährlicherer Absturz, als hier von jenem zu diesem? — Hier kein möglicher Vereinigungspunkt, also auch nicht begriffen in der unendlichen Reihe der Schöpfung. — Es lebt Alles — alles lebt höhern Stufen entgegen — wir sterben so oft, so oft wir, wie ein Wassertropfen, aus unserm Standpunkt verdrängt, zu einem andern hinüberschlüpfen. — Geht dieses ins Unendliche so fort, so muß es auch von Unendlichkeit her so angefangen haben — noch nichts gestorben, nichts aufgehört, nichts angefangen haben, sondern alles nur fortgeschritten seyn, wenn nicht das Aufhören des geringsten Dinges hätte Zernichtung der ganzen unendlichen Kette der Schöpfung werden sollen; wie das Auslöschen eines Punktes aus einem Zirkelbogen gänzliche Vernichtung des Zirkels selbst. Geburt des Menschen ist also nicht Anfang seines Lebens, sondern nur Fortschreiten zu den menschlichen Leben, zu einem höhern Standpunkte.

Leben ohne Thätigkeit, ohne Wirkung und Gegenwirkung ist so wenig gedenkbar, als das Glied einer Kette ohne Verbindung, ohne Eingreifen in das

folgende und vorhergegangene Glied. — Der Embryo also in den Zeugungsbehältnissen der Mutter lebt, das heißt, bekommt Einwirkung und Thätigkeit. — Bewohnt schon das geistige Wesen diese noch embryonische Hülle der thierischen Körpermasse — so muß auch dieses thätig seyn, empfinden, obschon verschieden, nach Graden von dem vollendeten und entwickelten Menschen. Die Hülle der Seele, die thierische Masse, in welcher sie eingeschlossen ist, und das Verhältniß derselben zu der Sinnenwelt, bestimmt die verschiedenen Modifikationen und Formen des Empfindens — und hier ist eigentlich der Punkt, wo wir zur Anthropologie überschreiten, zur Erklärung der Erscheinungen, welche aus der Verbindung der Materie und des Geistes entspringen. —

Sind Muttermäler zufällige Zusammensetzungen der Materie — oder Wirkungen der Empfindungen der Mutter und des Embryo?

Die Beantwortung dieser Frage wird sich am leichtesten als Resultat aus folgenden Untersuchungen ergeben — erstlich: was ist das thierische und empfindende Leben des Embryo — in was für Verbindung steht er mit der Mutter? — zweitens: was hat die Empfindung als Wirkung ähnliches mit der Ursache, dem Außendinge?

Nach den mannichfaltigen Entwicklungen, die der Keim bis zu der vollkommenen Organisation des

menschlichen Körpers durchgegangen ist, erwartet er in den Zeugungsbehältnissen der Mutter gleichsam den letzten Anstoß und Anreiz zur Vollendung seiner Ausbildung. Rund um ihn her ist alles Quelle von Nahrung, er steht wie eine Pflanze im Gewächshause, wo Wärme ihre zarten keimenden Blüthen vor den stürmischen Anfällen des Winters schützt, und wo sie mit sichtbarer Geschwindigkeit die Perioden ihres Wachsthums dem wartenden Auge des Gärtners darstellt. Die ersten Perioden seiner Entwicklung scheinen ganz dem thierischen Wachsthum bestimmt zu seyn, und nur erst wenige Monate vor seinem Eintritt in die Sinnenwelt Leben die Triebräder seiner Maschine in Bewegung zu setzen — Empfindung, Bewußtseyn, nicht zu gedenken einer selbstthätigen Vorstellung, noch gänzlich von seinem Zustande und seinem Wesen ausgeschlossen.

So weit geht der Bericht unserer Sinne, dem freylich nur ein ganz unphilosophisches Jahrhundert ohne Zweifel trauen konnte, da die flüchtigste Beobachtung, Kenntniß des menschlichen Körpers, und analogische Schlußart uns leicht auf ganz andere Erscheinungen und Resultate führen. —

Der Keim des künftigen Menschen, er mag noch außerhalb, oder schon in den Zeugungsbehältnissen der Mutter seyn, kann nicht todt, ohne Leben, unthätig seyn, ohne Eindrücke zu erfahren, und wieder mitzutheilen; — denn hiewider streitet das erste

Grundgesetz der Natur, der größten möglichen harmonischen Mannichfaltigkeit. — Unthätige Materie ist so wenig gedenkbar, als vom Tode zum Leben übergehen — dieses eben so unmöglich, als aus Nichtseyn Seyn, aus Nichts Etwas werden kann. Nicht weniger widerspricht unthätige Materie der Verbindung des ganzen Weltalls, als Unthätigkeit, dem innern Wesen eines Geistes. In diesen Beweis der Metaphysik stimmt genau die ganze Physik, und alle Kenntniß, die wir von dem menschlichen Körper haben, überein.

In der ganzen Natur findet kein Ruhepunkt der Entwickelung Statt, in jedem Momente nähert sich jedes Ding mehr seiner Ausbildung. — Die ersten Erfordernisse des Wachsthums, der Entwickelung, sind Zufluß von Nahrung und Verwandlung derselben in eigne conforme Substanz. — Jenes ist vorhanden, denn die Mutter läßt dem Embryo durch die natürlichen Wege der Verbindung die ausgearbeitetsten Säfte zufließen: — und dieses muß eben so wohl Statt finden, weil sonst Wachsthum, Zunahme des Körpers nicht möglich wäre. Wirkung, Gegenwirkung, Thätigkeit, sind die Mittel des letztern, und hingegen Ruhe, Stillstand, die ersten Ursachen der Fäulniß und Verderbniß. Mittelst der Wärme, die in einem hohen Grade innerhalb des Körpers enthalten ist, und dieser Ursache der Ausdehnung, sorgte daher die Natur für den beständigen Umlauf, und für

die Thätigkeit der Säfte des Embryo. — Der ganze vollendete Körper des künftigen Menschen ist gewiß im Kleinen im Keime enthalten; denn alles in der Natur ist nur Entwicklung, nicht aber neue Geburt, neue Gestalt. Das Aus- und Einathmen geht also auch schon vor sich, da überdieß die dünnere, flüßigere, weniger elastische Luft in dem Körper der Mutter, den weichen, noch nicht abgehärteten Organen des Athemholens in dem Embryo angemessener ist. Alle thierische Geschäfte, die von der Bewegung der Luft abhangen, setzen die Triebräder des ganzen Körpers in Bewegung, und befördern durch die Thätigkeit des inwohnenden Lebens die Entwickelung und das Wachsthum.

Der empfindende Zustand kann nicht von dem Embryo ausgeschlossen werden, da er schon von dem geistigen Wesen beseelt wird: obschon die Empfindung vielleicht eben noch so unvollkommen, so schwach, als das Werkzeug derselben ist — und so geschwind in das momentane Bewußtlose übergeht, wie in dem Insekte, das die unterste Stufe der Schöpfung beschließt. Muskel, Nerve, der ganze Körper ist noch eine zu weiche Masse, als daß sich der Eindruck lange in ihm aufbehalten, und zu einer dauernden Empfindung werden könnte. Letztere ist vielleicht das Werk eines Augenblicks, und ihre Dauer das Zeittheilchen einer Minute, nach welchem sie wieder verschwindet, obschon Spuren zurückläßt, die unsere

Sinne nicht entdecken können. Das ganze Resultat dieser kurzen Untersuchung besteht also darin: erstlich, alle thierische Geschäfte, der ganze Mechanismus des Körpers gehet in dem embryonischen Keime im Kleinen so vor sich, wie in dem ausgebildeten erwachsenen Menschen; zweitens: der Empfindungszustand der Seele ist schwach, kurz, doch nicht so schwach, daß er keine Spuren seines Daseyns in dem Körper zurücklassen sollte. — Wir kommen nun zur andern Hauptfrage:

Was hat jede Empfindung als Wirkung ähnliches mit der Ursache, dem Außendinge?

Eindruck des Gegenstandes auf den Körper heißt nichts anders, als Bestreben der ausfließenden Theilchen des Außendinges, den Theil des Körpers, den sie berühren, in eine ähnliche Bestimmungsart und Bewegung mit sich zu setzen. Jedes Zusammengesetzte aus Theilchen der Materie ist ein beständiger Aus- und Abfluß; unaufhörlich sondern sich Theilchen ab, welche nach ihren Elementen, woraus sie bestehen, eine eigene Bewegung, Form und Thätigkeit haben, und welche, den Gegenstand, auf den sie stoßen, harmonisch mit sich zu machen, in eine gleiche Bestimmungsart dadurch zu setzen suchen, daß sie in seine Zwischenräume eindringen, ihm ihre elementarischen Theilchen mittheilen, und sich mit den seinigen vermischen. Diese Vereinigung geht schwe-

rer

rer oder leichter vor sich, je nachdem die Elemente der beiden Körper mit einander dishgrmoniren, mehr oder wenig fest unter einander zusammenhängen und von verschiedener Natur sind. Feuer z. B. erregt daher eine heftigere Empfindung in unserm Körper, weil beide aus so verschiedenen Elementen zusammengesetzt sind, und jenes eine thätigere wirksamere Bestimmungsart hat, welcher unser Körper nicht widerstehen kann. — Der gemachte Eindruck eines Gegenstandes auf unsere Nerven ist ähnlich mit dem Wesen des Körpers selbst, dessen Theilchen sie affizirt haben, — er ist gleichsam eine Nachahmung desselben. Die nämliche Empfindung, die wir durch die Erinnerung an einen Gegenstand, der uns affizirt hat, wiederbekommen, giebt einen Beweis, daß in dem Nerven etwas Aehnliches von dem Körper, der jetzt abwesend ist, zurückgeblieben; denn wie könnte sonst eine ähnliche Wirkung ohne gleiche Ursache entstehen? — Bewegfertigkeit, die in dem Nerven hervorgebracht wird, ist allein nicht im Stande, ein Bild von der geringsten Aehnlichkeit mit dem abwesenden Gegenstande wieder zu erwecken; denn sie ist die Folge eines jeden Eindrucks, und in ihr nur möglich Verschiedenheit des Grades, der Stärke, der Lebhaftigkeit. Es muß also eine eigene Art von Bewegung seyn, die jeder Körper durch den Eindruck nach seinen elementarischen Theilchen hervorbringt. Die Stärke der Bewegfertigkeit kann wohl die Leb-

haftigkeit der Empfindung, nicht aber ihre Art und ihr Wesen bestimmen.

Ein zweiter Erfahrungsbeweis ist die Aehnlichkeit, die der Körper mit dem Gegenstande annimmt, dessen Eindrücke er oft und lange erfährt. Ein jeder Handwerker trägt sein Handwerk an sich, — welches nicht möglich wäre, wenn sein Nervensystem, sein Körper nicht eine Bestimmungsart, ähnlich dem Gegenstand selbst, annähme. Obschon also die Empfindung selbst keine Aehnlichkeit mit dem Objekte hat, so ist doch der Eindruck desselben, der in dem Körper zurückbleibt, seinem innern Wesen angemessen und ähnlich.

Die Seele wirkt auf gleiche Art wieder außer sich auf den Körper, wie die Sinnenwelt auf ihn einwirkt: — oder jede Empfindung, jede Leidenschaft malt sich auf der Oberfläche des Körpers mit dem nämlichen Gepräge ab, wie die Bestimmungsart des Gegenstandes ist, auf den sie hinzielt, und dessen Eindrücke der Körper erfahren hat. Daher entsteht der verschiedene mit der Empfindung harmonische Ausdruck des Gesichts und der Mienen. Der Ekel, die Furcht bildet sich auf dem Gesichte mit so charakteristischen Zügen ab, daß jeder, wenn er selbst diese Gemüthsstimmung noch nie erfahren hat, seine Gesichtsmuskeln ähnlich verzieht, und seine Seele eine gleiche Empfindung erhält. Je stärker diese ist, desto unverkennbarer; — je öfter ihre Wiederholung,

desto bleibender ihr Ausdruck in den Gesichtsmienen. Jede Empfindung ist fähig einer höhern Spannung durch Einbildungskraft, welche soviel Abstufungen und Grade der Lebhaftigkeit hat, so viel Temperamente und körperliche Zustände möglich sind. Die Leidenschaft ist desto heftiger, je feuriger die Einbildungskraft ist, — und der Ausdruck derselben kann selbst bis zur gänzlichen Zerstörung des Körpers gehen. —

Leicht erklärbar ist aus diesem allen die Erscheinung der Muttermäler, die von je her bald für Wirkungen von Geistern und Dämonen, bald für unerklärbare Folgen der Einbildungskraft, bald für zufälligen Erfolg des unendlichen Zusammensetzungsvermögens der Materie, bald für Wirkungen der Sympathie sind gehalten worden. Enthalten ist ihre Erklärung in folgenden Sätzen:

1) Der Fötus steht in der genauesten Verbindung mit der Mutter — vielleicht durch noch nicht erkannte Wege und Mittel selbst mit jedem Theile, Glied des Körpers der Mutter. —

2) In dem Fötus gehen die thierischen und empfindenden Thätigkeiten im Kleinen so vor sich, wie in dem völlig ausgebildeten organischen Körper.

3) Jeder Eindruck ist ähnlich dem innern Wesen seines Objekts, die zurückbleibenden Spuren —

gleichartige Nachahmungen der Thätigkeit, der Bestimmungsart der elementarischen Theilchen desselben.

4) Diese Eindrücke können sich bis zu dem Embryo fortpflanzen, und als Abdrücke des Objekts selbst, die nämlichen Empfindungen in ihm hervorbringen, als das wirkliche Objekt selbst.

5) Jeder Eindruck läßt Spuren in dem Körper zurück, jede Empfindung malt sich auf dem Körper ab; leicht und gewiß ist es daher, daß auf dem weichen Körper des Fötus sich abdrucken müssen Merkmale, die mit den Außendingen selbst Aehnlichkeit haben.

Man stelle sich die Fortpflanzung des Eindrucks bis zu dem Embryo unter dem Bilde eines elektrischen Funkens vor, der von einer Maschine sich einer ganzen Reihe Menschen mittheilt. Der letzte dieser Reihe bekömmt die nämliche Empfindung, als der erste unmittelbar an der Maschine, ob er gleich den Funken erst durch Fortpflanzung erhalten hat.

Ganz natürlich wird mir daher die Erscheinung der Erfolg der Empfindung auf den Fötus in der Frau, welche, da sie einen Verbrecher rädern gesehen, ein Kind mit den nämlichen zerbrochenen Gliedern zur Welt brachte. Es ist wohl nicht erst nöthig, die Empfindung der Sympathie, des Mitleids,

und ihre Stärke, ihre Folgen, besonders in Personen, deren Nervensystem schwach, zart und reizbar ist, zu erklären, da jeder selbst aus Erfahrung wissen kann, wie betäubend dieses Gefühl, wie eindringend und schwächend es ist. Noch weniger bedarf es wohl eines Gemäldes, einer Beschreibung des empfindenden Zustandes der Frau, welche einem so gräßlichen Schauspiele zusah, bey dem auch der unempfindlichste Mensch nicht ganz kalt und hart bleiben kann, und besonders in dem Zustande jener Frau, wo der weibliche Körper jeder Empfindung, jedem Eindrucke gleichsam geöffnet ist, zu der Zeit der Schwangerschaft, da das Blut, alle Säfte in der geschwindesten heftigsten Bewegung und Umlauf sind, und die Natur eifriger und sorgfältiger für die Selbsterhaltung des Körpers zu arbeiten scheint — In solchen Verhältnissen stellet die Frau an das Blutgerüste des Verbrechers hin — laßt sie das Rad niederfallen und das Glied des Verbrechers zerschmettern sehen — und könnet ihr euch dann noch über die Wirkung wundern, die in ihrem eigenen härtern festern Körper weniger groß als in dem noch zarten weichen Embryo seyn muß; über das stockende starrende Geblüt und die daher entstehende Lähmung, über die Zerschmetterung derselben Theile in dem Fötus? —

Der Fötus empfindet in dem nämlichen Moment verhältnißmäßig eben so stark als die Mutter: diese

erfährt die nämliche Wirkung der Empfindung als jener; hier ist sie nur sichtbarer und größer, da nicht der körperliche Widerstand da ist, der Knochen noch weich, flüßig, und der ganze Körperbau zart ist. —

Der philosophische Naturforscher Büffon erklärt alle Erscheinungen der Muttermäler für Wahn des blinden Aberglaubens, für Folgen des unendlichen Zusammensetzungsvermögens der Materie. „Ob„schon der Fötus keinen unmittelbaren Zusammen„hang mit der Gebärmutter hat, sondern blos mit„telst kleiner fäseriger Theilchen (mammelons), die „sich an der äußern Seite seiner Einwickelung befin„den, mit ihr verbunden ist, auch kein Zusammen„fluß zwischen seinem und der Mutter Blute Statt „findet, und, kurz mit Einem Worte, in verschiede„ner Rücksicht eben so unabhängig von der Mutter „als das Ey von der Henne ist, das sie ausbrütet: „so hat man doch behauptet, daß alles das, was „auf die Mutter, auch auf den Fötum wirke, die „Eindrücke jener sich auf das Gehirn des andern „fortpflanzen; und hat daher von diesem eingebilde„ten Einflusse die Aehnlichkeit, die Misgeburten, und „überhaupt alle Måler, die sich auf der Haut zeigen, „herleiten wollen. — Da unsere Empfindungen gar „nichts mit den Gegenständen, die sie hervorbringen, „Aehnliches haben: so ist es auch unmöglich, daß „Verlangen, Furcht, Schrecken und jede andere Lei„denschaft und innere Erschütterung wirkliche Bil-

„der von den Gegenständen erzeugen können. Da „in dieser Rücksicht das Kind von der Mutter eben „so unabhängig ist, als das Ey von der Henne, die „es ausbrütet; so kann ich eben so gern, oder viel„mehr eben so wenig glauben, daß die Einbildungs„kraft einer Henne, die einem Hahne den Hals um„drehen sieht, in den Eyern, die sie blos erwärmt, „Hühnchen ausbrüten könne, deren Hälse auch um„gedrehet wären, als ich die Geschichte von der Wir„kung der Einbildungskraft einer Frau glauben kann, „die, da sie einen Verbrecher rädern gesehen, ein „Kind mit zerbrochenen Gliedern zur Welt gebracht „hat.

„Gesetzt aber auch einen Augenblick, daß diese „Erzählung wahr ist; so würde ich dennoch behaup„ten, daß die Einbildungskraft der Mutter eine sol„che Wirkung nicht hat hervorbringen können: denn „welches kann wohl der Erfolg von dieser Gemüths„bewegung, von diesem Schrecken seyn? — wenn „man will, eine Erschütterung, gichtische Bewegung „innerhalb dem Körper der Mutter, die sich auch „der Gebärmutter mittheilen kann: aber aus dieser „Erschütterung was kann da wohl entspringen? — „Gewiß nichts Aehnliches mit der Ursache. Denn „ist diese Bewegung sehr heftig, so ist wohl zu be„greifen, daß der Fötus einen Stoß bekommen kann, „welcher ihn tödten, verletzen, oder einige seiner „Theile, die mehr als andere sind erschüttert wor

„den, ungestaltet machen wird. Allein das sehe ich „nicht ein, wie eine solche der Gebärmutter mitge„theilte Bewegung in dem Fötus etwas Aehnliches „mit der Empfindung der Mutter hervorbringen, „geschweige denn, wie Harvey sagt, daß die Gebär„mutter das Vermögen haben könne, Ideen aufzu„nehmen, und sie auf den Fötus wirken zu lassen.

„Aber, wird man mich fragen, wie soll denn „also diese Erscheinung erklärt werden? — Hierauf „antworte ich: Nicht zu gedenken der Verwegenheit, „eine Erscheinung, die sowohl außerordentlich als „ungewiß ist, erklären zu wollen, wie auch des we„nigen Nutzens, von ihr, als wahr vorausgesetzt, „Grund und Ursache anzugeben, da man die dabey „zusammentreffenden Umstände nicht weiß: so glau„be ich doch auf eine befriedigende Art eine Frage „beantworten zu können, deren vollkommene Auflö„sung man nicht verlangen kann. Alle Erscheinun„gen, die selten und wider den gewöhnlichen Lauf „der Natur sich zutragen, geschehen doch eben so „nothwendig, als die, welche sich täglich und natür„lich ereignen. Unter den unendlichen Verbindun„gen, welche die Materie macht, müssen sich auch „die außerordentlichsten Zusammensetzungen befin„den; wie es auch wirklich ist: freylich aber viel sel„tener als andere, die den Naturgesetzen ganz ge„mäß zu seyn scheinen. Man kann daher mit Ge-

„wißheit dafür stehen, daß von einer Million oder „tausend Millionen Kindern, die geboren werden, „eins mit zwey Köpfen, oder vier Füßen, mit zer„brochenen Gliedern, und der sonderbarsten Unge„stalt, die man nur annehmen will, zur Welt kom„men müsse. Es geht daher ganz natürlich zu, „ohne Theilnahme der Einbildungskraft der Mut„ter, daß ein Kind mit zerbrochenen Gliedern er„scheint; ja es ist sogar möglich, daß dieses mehr „als einmal sich zuträgt, und daß auf eine ganz „natürliche Art die schwangere Frau eines solchen „Kindes dem Rädern eines Verbrechers zugesehn, „und daß man die unvollkommene Bildung der Ge„burt ihrer erhitzten Einbildungskraft zugeschrie„ben hat.“

Die Widerlegung dieser Büffonschen Grundsätze und Meynung ist völlig enthalten in der obigen Untersuchung. Einseitig, unrichtig ist das von ihm der Materie angedichtete unendliche Zusammensezzungsvermögen: denn die Natur verbindet in ihren Werken mit der Mannichfaltigkeit auch die möglichste Harmonie, dieses ist gleichsam die Form, nach der sie alles bildet; unmöglich liegen daher in dem schaffenden Reiche der Natur auch beschlossen, unregelmäßige Gestalten, Misgeburten und Unformen. — In dem größern Thierreiche müßten noch mehr Misgeburten auftreten, als unter dem kleinern Menschengeschlecht, nach der Hypothese dieses

großen Naturforschers, welches aber alle Erfahrung bestreitet, da man in den völlig freyen wilden Thieren noch nie eine solche Ausartung gefunden hat.

Nicht zu verwechseln sind mit Muttermälern, Wirkungen der Empfindung der Mutter und des Embryo — Misgeburten, die aus physischen natürlichen Ursachen, die in dem Körper, den Zeugungsbehältnissen der Mutter statt finden können, entstehen.

Der Mensch wird eher, früher mit der Sinnenwelt, mit menschlichen Empfindungen bekannt, als der Mensch glaubt; schon in der Hülle seines embryonischen Zustandes wird er gleichsam vorbereitet, abgehärtet, um dann nicht von den plötzlichen ungewohnten Stürmen der Luft und der Körperwelt, wie ein Gewächs von der noch winternden Lenzluft, hinzuwelken und zu sterben. Die Natur handelt weiser, als wir glauben; auch da handelt sie, wo wir es nicht glauben. —

Die Erziehung des Menschen beginnt schon im Mutterleibe: — welche ist bleibender und dauernder, — welche Lehrmeisterinn ernsthafter und bestimmter — als Empfindung? — Zu bestimmen wäre der ganze künftige Mensch, sein Handeln,

sein Denken, sein Empfinden, seine Liebe — sein Gott — sein Alles; wüßte man die Reihe von Empfindungen, die er als Embryo bis zu dem völligen Erwachen zur Sinnenwelt durchgegangen ist. Mit tausend unzähligen Fäden hängt er an der Vergangenheit fest, die ihn leiten, führen, bestimmen, weder seit- noch abwärts lenken lassen. — Freyheit! —

Von den ersten Eindrücken auf den Foetus hangen vielleicht ab Naturfertigkeiten, das manchen Menschen gleichsam angeboren, — die Leichtigkeit der Erlernung der Muttersprache, die Aehnlichkeit des Handelns zwischen Mutter und Sohn, und andere Erscheinungen, die so unerklärbar sind. —

Anzunehmen ist nach dem genauen Bande, welches zwischen Mutter und Embryo statt findet, daß dieser alle die Empfindungen durchgeht, welche die Mutter hat, von der ersten bis zu der letzten, von der lebhaftesten bis zu der an das Bewußtlose gränzenden. —

Zweytes Kapitel.

Geschichte der physischen Entwickelung des Vorstellungsvermögens.

Der Augenblick, wo der Embryo nach Vollendung seiner Entwicklung fortgeht zu der selbst eig-

nen Erfahrung und Beschauung der Sinnenwelt — heißt die Stunde der Geburt. Hier, wo die physische Entwicklung aufhört, beginnt zugleich eine andere, die außer den Gränzen und Kräften der Natur lag, die Entwicklung des intellektuellen, des Sinnenmenschen. Jene war bloßes Wachsthum des thierischen Keims, Sorge für den geschickten Mechanismus der Verdauungsgeschäfte zur Erhaltung des Körpers, jene arbeitete zunächst für die unedlern Theile des Leibes; — nur die Masse gab sie gleichsam her zu den edlern, feinern Sinnenwerkzeugen, überließ aber ihre Entwicklung einem spätern Zeitlauf der Körperwelt.

Ganz unvollendet, ohne alle Proportion erscheint daher das Haupt des neugebornen Kindes, fast ganz ohne Organisation die Theile, welche dem geistigen Wesen einen verkleinerten Abdruck der Sinnenwelt zuführen sollen. Der ganze Umriß des Schädels ist eine hingeworfene Thonmasse, welche erst die Hand des Künstlers zu einer Form umbilden muß: — die Stirne geht bis zum Scheitel ohne alle Wölbung fort, plattgedruckt, in einer geradlinichten Fläche: der hintere Umriß von dem Nacken bis zur Stirne hat die unthätige Gestalt eines liegenden Eyes, weit hinausstehend, und lang zugespitzt. Der ganze Vordertheil des Gesichts ist ein unbestimmter Zusammenfluß von Säften und weicher Masse, noch kein Theil auf dem-

selben durch Gränzen abgezeichnet. Die Sinne scheinen noch zu ruhen, das Auge liegt ungeöfnet unter dem Schatten des Augenliedes — das Werkzeug des Geruchs verschlossen vor den eindringenden Lufttheilchen, und niedergedrückt, kraftlos ohne alle Erhebung das Stirn- und Nasenbein. — Der untere Theil des Gesichts ragt vor dem obern hervor zur desto geschickteren Erfüllung des thierischen Daseyns, der Ernährung und Erhaltung des Körpers. Dieses sind die Kennzeichen des neugebornen, des einjährigen Kindes — die sich endlich mit dem Alter verlieren, und in andere Formen umschmelzen. — Camper *) scheint mehr schon das höhere Alter des Kindes haben bestimmen zu wollen, als des Neugebornen, durch charakteristische Unterscheidungszeichen von den höhern Stufen des menschlichen Alters; welche er so angiebt: — „die „Kennzeichen des Kopfes eines Kindes bestehen im „Hervorragen der Stirne, die nach der Nase hin „einigermaßen einwärts platt hinabläuft, im Ab„stande der Augenhöhlen von der untern Kinnlade, „weil die Zähne noch nicht ausgewachsen sind, in „der Breite des Kopfs, vornehmlich von hinten, „und in der platten Form des obersten Theils des„selben.“ Weniger finden diese bey dem Ein- als bey dem fünf-, sechsjährigen Kinde Statt.

*) Campers kleinere Schriften. Erst. Band S. 12.

Von dem ersten Augenblick der Geburt beginnt die Sinnenwelt die Erziehung des intellektuellen Menschen, die merkwürdige Umformung des unthätigen daliegenden Kopfumrisses: sie wirkt unablässig strömend, auf die verschlossenen Sinnen ein, und trägt durch jeden einzelnen Eindruck zu der Summe, zu der Entwicklung des Vorstellungsvermögens bey. — Der im hintern Theil des Hauptes ruhende Nervensaft folgt dem Reize, der in dem vordern Theile, in den Sinnenorganen; durch das Einwirken des Lichtstrahls, der Luft, der ausfliessenden Elemente der Körper und Außendinge entsteht, nach, begiebt sich mehr vorwärts, erfüllt den Nerven mit seinem aetherischen Wesen, und stellt sich unmittelbar vor den Gesichtssinn zur Aufnahme einer verkleinerten Welt hin *). So ist nun schon der erste Schritt vollendet zur Thätigkeit und bewußten Vorstellungskraft des geistigen Wesens.

*) Herr Doktor Platner, dessen philosophischen Vorlesungen ich seit vier Jahren so viel zu verdanken habe, stellt in seiner neuen Anthropologie: erst. Buch. IV. §. 151. dieses als einen Grundsatz auf: „der Nervengeist hat die Eigenschaft mit gröbern Flüssigkeiten des thierischen Körpers gemein, daß er dem Reize nachfolgt, auch sich durch die Länge der Zeit an gewisse Theile des Gehirns oder des Nervensystems hin-, und von gewissen Theilen weggewöhnt.“

Durch diesen Zufluß des Nervengeistes öffnen sich nun alle Sinnenorgane, entfaltet sich gleichsam das ganze Gesicht; das große Gehirn wölbt sich höher, dringt der Stirne näher, — das verlängerte Hirnmark zieht sich mehr mit seinen Nerven zu dem vordern Theile des Kopfes hin, und das kleine Gehirn tritt auch in nähere Verbindung mit Körper und Geist, in unmittelbarer thätiger Einwirkung gegenseitig der Welt und des Menschen. Die Stirne wölbt sich nun, das plattgedrückte, einwärtslaufende der Augenknochen beuget sich durch Antrieb des innern Nervengeistes auswärts, und erfüllt so zuerst das Gesetz, welches der philosophische Anatom Camper *) für die Natur in folgenden Worten aufrichtete: — „die Kennzeichen am Kopfe eines „Menschen von mittlerm Alter, bestehen im Her„vorragen der Stirne oben oberhalb der Augen, „weil dieser Theil vorauswächset, so lange man „lebt;“ die unthätige Eyform des Kopfes verliert sich nun nach und nach, erhebet sich zu einer höhern Wölbung, drängt sich vorwärts, und bildet den schönsten Tempel des Kindheitssinns und der heitern zufriedenen Unschuld. —

Das härtere, kältere Klima, in welches das Kind aus dem Schooß der Mutter tritt; die festere Nahrung und unfreundlichere Behandlungsart giebt

*) Kleinere Schriften, 1. B. p. 12.

dem ganzen Körper eine größere Festigkeit; der Fluß der weichen Säfte verwandelt sich in den härtern Knorpel, und dieser mit dem haltbaren Knochen — und so ist der zweite Schritt der Ausbildung der geistigen Vorstellkraft vollendet, das Erforderniß des bestimmteren Nervens da, um den äußern Eindruck aufzubewahren, und ihn nicht, ehe er zur Seele kommt, in dem geistigen Aether, wie den durch einen Steinwurf im Wasser entstandenen Zirkel, verschwinden zu lassen.

Jeder Eindruck, wenn er in geistige Vorstellung übergehen soll, muß mehrmalen wiederholet werden, und erst in den Nerven eine gewisse Beweg-fertigkeit und Aufnahme zuwege bringen. Ein einziger Lichtstrahl von einem Gegenstande in das Auge wird nie eine Vorstellung dieses Objekts in der Seele erregen, er muß öfterer sich wiederholen, und dadurch in dem Nervengeist die Stimmung hervorbringen, welche dem geistigen Wesen das Bild getreu, fest und verkleinert bestimmt vorhält. Die ersten Eindrücke der Sinnenwelt auf das neugeborne Kind sind also für das Bewußtseyn ganz verloren, und nur nach und nach, mittelst der Umformung des Kopfes, der andern Richtung des Gehirns und Nervengeistes, möglich das Aufwachen zu Vorstellungen, zu Ideen und Bildern. —

So

So viele und verschiedene Misgeburten die erste physische Entwicklung — so viele kann uns auch die zweyte des intellektuellen Menschen aufstellen. Wie von jener der ganze körperliche Zustand, Organisation, Größe und Stärke abhängt: — so hängt auch von dieser ab, der gesunde Zustand des moralischen Menschen, seine richtige Beurtheilungskraft; und die unrichtige irrige des Thoren. Alles kommt darauf an, wie sich zuerst die Körperwelt in den Sinnen, und durch diese in der Seele abspiegelt. Ließe man gleich von dem ersten Augenblicke der Geburt an, die Außendinge auf das Kind durch Täuschung irgend eines optischen Glases in andern Verhältnissen der Zeit und des Raums wirken — bis nach vollendetem Wachsthum des thierischen Körpers; nähme dann dieses täuschende Glas von dem Auge des Menschen weg: so würde dann niemals richtige Vorstellung, richtige Urtheilskraft in ihm statt finden; er würde nach dem gemeinen Ausdruck des anders sehenden Menschen Thor seyn. — Eben so würde vielleicht der Mensch nie eine deutliche Vorstellung von der Sinnenwelt erlangen können, wenn er erst nach vollendetem Wachsthum aus einer unterirdischen Höhle ihren Einwirkungen dargestellt würde. Seine Sinnenwerkzeuge würden noch verschlossen seyn, und sein Kopfumriß in der unentwickelten Eyform des neugebornen Kindes da liegen. —

Die intellektuelle sowohl, als die physische Entwicklung kann zu frühzeitige und zu späte Geburten hervorbringen. Beides als Extrem, als Ueberschreitung der Gesetze der Natur, ist von nachtheiligen Folgen auf den Menschen. Die durch Wärme im Gewächshaus aufgezogene Pflanze welkt bald hin — eben dieses scheint auch der Fall zu seyn, bey dem zu früh entwickelten Vorstellungsvermögen des Kindes. Nicht Empfindung, sondern bloße Natur soll für die Erziehung des Menschen sorgen. — Aus großen Städten, großen Häusern kommt doch selten das Kernichte, der Geist eines Shakspears. —

Ueber Kunsttalent, Neigung zu Wissenschaften, auf das intellektuelle Temperament des Menschen, können die ersten Eindrücke der Körper entscheiden. Das Talent des Meßkünstlers beruhet vielleicht, wie sich der Körper als Ausdehnung im Raum, in dem Gesichtssinn des neugebornen Kindes abbildet. —

— Zugleich gründet sich aber auch die Art der zweiten Entwicklung auf das Temperament des Körpers. Das weibliche Geschlecht soll frühzeitiger für Vorstellungen empfänglicher werden, als das männliche. Dieses ist leicht erklärbar aus den weichern Säften des weiblichen und den festern Knochen, Muskeln des männlichen Körpers. So viele Zeitpunkte der Entwicklung sind möglich, — so viele Zusammensetzungen und Arten von Tempe-

ramenten. Das Sanguinische wacht eher auf, als das Römische, — das Aetherische früher, als das Melancholische, — und vielleicht jede Nation im allgemeinen verschieden früher, als eine andere. —

Drittes Kapitel.

Neuer Umriß einer Temperamentslehre.

Der Bau des menschlichen Körpers ist unterschieden von dem des Thieres durch eine feinere und vielfachere Zusammensetzung der ersten Urstoffe der Materie. In ihm vereinigen sich alle Elemente, welche die verschiedenen Erscheinungen von Geschöpfen hervorbringen, und geben ihm Vorzüge, welche die gröbere, einfachere Organisation des Thieres nicht besitzen kann. —

Nach dem Verhältniß, in welchem jeder Theil der Erde mit den übrigen Weltkörpern steht, ist auch jeder mit eigenen Geburten, eigenem Klima geschwängert — das heiße Südland mit andern, als das kalte Nordland, — jede Zone und Himmelsstrich mit solchen Thierarten, deren materieller Stof mit den hier herrschenden Elementen übereinstimmt. Je einfacher der organische Bau des Thieres, — desto enger sind die Gränzen der Erde, innerhalb welcher es leben kann, — und desto vielfacher die Elemente, die sein Leben außerhalb der-

selben zu zernichten drohen. Daher hat der Mensch allein den Vorzug vor der ganzen thierischen Schöpfung, unter jedem Himmelsstriche sein Daseyn fortsetzen, aus einer Zone in die andere wandeln zu können, weil jede derselben mit seinem Körper übereinstimmt, und seinen elementarischen Theilchen Nahrung giebt.

Natürliche Folge des einfachern körperlichen Stofs des Thieres, ist der sogenannte Instinkt und Naturtrieb, den man so oft zum Beweis der Weisheit des Schöpfers gebraucht hat. Die Pflanze neigt ihre Blätter der Sonne zu — ist dieses Instinkt? — nichts anders ist der Naturtrieb des Thieres, die geschickte Auswahl seiner Nahrung, des Himmelsstrichs, welcher für sein Leben am günstigsten ist. — Nur angenehme und unangenehme Rührung der ausfließenden Theilchen des Krauts auf die größere Geruchshaut des Thieres war hinlänglich, das Thier zur Wahl oder Verabscheuung der Pflanze zu bestimmen. In dem Menschen ist der Instinkt allgemeiner, weil jede Nahrung mit den Elementen seines Körpers übereinstimmt, und daher weniger auffallend, als der eingeschränktere des Thieres. Sympathie und Antipathie unter den Thieren entspringt aus diesrr nämlichen Quelle des Naturtriebes.

Der Fortpflanzungstrieb des Thieres muß periodisch seyn, weil eine Jahreszeit mehr, als eine

andere, dem Thiere Nahrung giebt, in wie fern die Luft bald mehr oder weniger mit übereinstimmenden Theilchen geschwängert ist, und den körperlichen Säften, ihrem thätigen Umlauf, und dem Selbstgefühl der Gesundheit günstiger ist. Jede Thierart hat daher ihre eigene Periode der Fortpflanzung. So wenig auf gewisse Zeitbestimmungen der Zeugungstrieb des Menschen eingeschränkt ist, so scheint er doch, nach der Verschiedenheit seines Temperaments, in gewissen Monaten geneigter dazu zu seyn.

Alle Erscheinungen, die uns die materielle und Sinnenwelt täglich aufstellt, sind Folgen des unbemerkbaren Einflußes des Himmels auf die Schöpfung: das Schreyen des Hahns beym Wechsel der Witterung, in den feuchten Jahreszeiten. Dieses entsteht aus dem unsichtbaren Eindringen der feuchten Lufttheilchen auf seinen empfindlichen, blos aus Nerven und Muskeln bestehenden Körper, und dem daher kommenden Unbehagen. Das Vorahnden gewisser Menschen schwüler, schwerer Gewitter, ehe noch der Horizont von einer aufsteigenden Wolke verdunkelt ist, entspringt aus der zu dieser Zeit mehr geschwängerten elektrischen Luft.naterie, und ihrem geschwächten, gichterischen Nervensystem.

So viele Untersuchungen über Temperamente, ihre Ursachen und Entstehungsgrund angestellt worden sind; so viele verschiedene Urstoffe hat man

als Grundlagen derselben angegeben. Jeder hat aus seinem gefundenen oder gesuchten Princip alle Erscheinungen erklären wollen, bald aus dem Stoffe, dem Umlauf des Bluts, bald der Beschaffenheit des Nervengeistes, bald der Elasticität des Nerven selbst, — und keiner hat den Fehler der Einseitigkeit von sich zu entfernen gewußt.

Der thierische Körper des Menschen besteht aus drey Hauptprincipen, deren jedes seine eigne Bestimmung hat, und mittelbar oder unmittelbar eigene besondere Erscheinungen hervorbringt. Das erste ist gleichsam die Stütze der ganzen thierischen Masse, von der alle Bewegung, alle Handlung ausgehet, und auf die sie sich wieder endiget — das Knochensystem des Körpers. Ich weiß keinen einzigen, der dieses Princip als eine Ursache von Temperamentserscheinung aufgeführt hätte: man hat es, als einen todten unempfindlichen Theil, betrachtet, für gleichgültig, ohne Einfluß auf Empfinden und Seelenthätigkeit. — Täuschend ist aber dieser Schein, mittelst der Unempfindbarkeit des festen Knochens, — und wird vielmehr zur bestimmenden Ursache der Seelenwirkungen, da von ihm die Thätigkeit des Muskels und des Nerven, der Adern, welche auf ihm ruhen, und die nächsten Werkzeuge der Empfindung sind, abhängt, mittelst seiner möglichen Umrisse. Soviel derselben statt finden können, so viel müssen auch statt finden

Arten, Grade von Thätigkeiten des Nervensystems, und mittelst desselben eigene Erscheinungen und Temperamentsbestimmungen.

Das zweite Princip — Nerve, Nervengeist setzt den Menschen mit der Außenwelt in Verbindung, — führt ihm eine doppelte Erfahrung, doppelte Existenz zu, die seines eigenen körperlichen Zustandes und die der Sinnenwelt, — und bestimmt, mittelst des Nervengeistes, seines feinern oder gröbern Aethers, lebhaftern Aufschwungs, oder langsamern Empfänglichkeit, die empfindende Seele des Menschen.

Das dritte — die letzte Vollendung der Natur, um ihr Meisterstück nicht in dem Augenblick, da sie es hervorbrachte, wieder in sich selbst zusammensinken zu sehen, sondern ihm den längsten Zeitraum und Dauer zu geben — ist das Blut, die Erhaltung des ganzen menschlichen Lebens. Von seinem Umlaufe hängt ab das phlegmatische in sich selbst zufriedene Pflanzenleben der Raupe, und das stolze despotische Aufschwingen des Adlers der Sonne zu, — von ihm der häusliche, beschränkte Familienzirkel, und das stolze Murren des Beherrschers gegen den Winkel der Schöpfung, an dem seine Thätigkeit scheitert. —

Es bedarf keiner chymischen Auflösung jedes dieser Principe, um die allerersten elementarischen Theilchen zu finden, die an der Entstehung der Tem-

peramente Theil haben könnten. Bessere Belehrung giebt uns anatomische, philosophische Beobachtung des lebenden Menschen und seiner Thätigkeiten selbst. Das erste, das Princip des Handelns — bestimmt die Festigkeit, Ausdauer, Leidenschaft, das Gewicht, den Brennpunkt gleichsam der Empfindung, — bestimmt das unermüdete Fortarbeiten, — das Erwachen des Herkules aus der Vergangenheit seiner überstandenen schweren Siege zu neuer kraftvoller Thatkraft; — und das Unterliegen des weinenden Weibes dem geringsten Anschein des häuslichen Kummers. Nerve und Muskel sind die Werkzeuge, durch die er mittelbar auf die Seele einwirkt, vermöge seiner Umrisse, welche die Thätigkeit des Nerven bestimmen. — Bestimmungsarten des Knochens sind mögliche: —

a) gedrängt, — mit scharfem eckigen Umrisse. —

b) gedrängt, stark, — mit rundem gewölbten Umrisse. —

c) aufgedunsen, locker — mit scharfem hervorspringenden Umrisse. —

d) aufgedunsen, locker — mit rundem abgeschliffenen Umrisse. —

Hieraus entspringen vier verschiedene Temperamente. a) das Römisch-feurige; — b) das

Römisch-männliche; c) das grobe Prahlende; d) das böotische.

Das zweyte Princip leidet eben so viele Bestimmungen, bringt eben so viel Temperamentsverschiedenheiten hervor, mittelst der Beschaffenheit und Thätigkeit des Nervengeistes. Dieser kann seyn:

a) leicht, ätherisch — mit ungehinderter, ruhiger Thätigkeit.

b) leicht, ätherisch — mit periodischer, lebhafter, unruhiger Thätigkeit.

c) leicht, — mit gichtrischer starker, zukkender Bewegung.

d) leicht, — mit schwacher, unmerklicher, verschwindender Thätigkeit.

Hieraus folgen: a) das melancholische Temperament; b) das Aetherische; c) das Hektische; d) das Schwindsüchtige. —

Das dritte Princip, — das Blut, wirkt, mittelst seiner elementarischen Theilchen eben so vielfache Lebensthätigkeiten und Temperamente. — Es kann seyn:

a) mit feurigen elementarischen Theilchen angefüllt, in heftigem, starken Umlauf. —

b) mit weniger feurigen, abgekühlteren Theilchen angefüllt, in leichtem, geschwinden Umlauf. —

c) mit wässerichten Theilen angefüllt — in langsamem, stillen Umlauf.

d) mit fetten, groben, dicken Erdtheilen angefüllt, — in schwerfälligem Umlauf.

Eben so viele Temperamente entspringen hieraus: a) das Cholerische; b) das Sanguinische; c) das leichte Phlegmatische; d) das grobe Phlegmatische. —

Jedes dieser Temperamente malt sich, wie das Kind in seinen Spielwerken, ab in den verschiedenen Erscheinungen des handelnden, empfindenden und moralischen Menschen; jedes bedarf gleichsam ein Gemälde, in dem es sich spiegeln, mit dem es sich unterhalten, und an dem es seine Empfindungen wärmen kann. Desto mehr ist es brennender, heller: — je lebhafter, je wärmer das Temperament ist, welches dasselbe auf der Lebensreise umarmt: — und desto steinerner, kälter, je unempfindlicher das Original ist, dessen Strahlen sich auf diesem Gemälde brechen. Das menschliche Leben muß also eben so viel Himmelsstriche, Lufterscheinungen haben, so viel deren, als Temperamente, hat der menschliche Körper. Dort erscheint: der Handelnde; der Empfindende; der Moralische Mensch: — hier — Knochengebäude; Nervensystem; Blutumlauf.

Viertes Kapitel.

Einfluß der Temperamente auf das Gehirn.

Keine Frage von so wichtigem Inhalte ist gewiß so wenig untersucht, so flüchtig beantwortet worden, als die: auf was für Art mögen wohl die verschiedenen Mischungen des Bluts, die Umrisse des Knochens, und Beschaffenheiten des Nervengeistes, auf die Seele einwirken? auf was für Art die verschiedenen Thätigkeiten, Aeußerungen des Denkens und Empfindens hervorbringen? — oder vielmehr: was für Einfluß haben auf das Gehirn, das unmittelbare Werkzeug der Einwirkung auf das geistige Wesen? —

Bey der nothwendigen, vorläufigen Untersuchung des Gehirns selbst bieten sich uns zwey verschiedene Gesichtspunkte dar, aus welchen wir es betrachten können. Seine doppelte Verbindung — die eine mit dem geistigen Wesen, — die andere mit dem thierischen Körper — läßt uns erstlich fragen:

Welches Geschäft, welchen Zusammenhang hat das Gehirn mit der Seele? —

Zweitens:

Welche Verrichtungen, welche Verbindung in Rücksicht des Körpers selbst? —

Die dem Menschen als Geisterart nöthige Denkform der Zeit und des Raums würde unentwickelt, unthätig, in ihrem eigenen Keim da gelegen haben, wenn die Seele nicht durch ein gewisses Werkzeug die Gesetze ihrer Denkart, welche auf der Körperwelt, wie jener belebende Geist auf den chaotischen Urwassern, umherschweben, sinnlich empfunden, und sich in ihnen erkannt hätte. — Alle Arten der Ausdehnung, die unendlich verschiedenen, abwechselnden Modifikationen der Form und Gestalt, unter welchen die Zeit den Körper gleichsam einschließt, — alle diese Abdrücke der geistigen Thätigkeit würden blindes Daseyn, zufällige Körperformen seyn, wenn sie nicht Bezug auf ein intellektuelles Wesen hätten, welches ihre Verhältnisse berechnen, ihre Harmonie empfinden, und ihre Gesetze erkennen könnte. Geist und Ausdehnung — Denkform und körperlichen Umschwung in Verbindung zu bringen, bedurfte es eines Werkzeugs, welches das Gröbere des Körpers von der auf ihm ruhenden Zeitform absonderte, die ganze Sinnenwelt verkleinert in sich konzentrirte, und verfeinerte Abdrücke davon der Seele übertrug, — bedurfte es des Aethers, der das geistige Wesen unmittelbar zu umschließen scheint. — Die Wölbung des Auges fängt daher in der Mitte ihres Zirkels all die tausend Lichtstrahlen eines ganzen Horizonts auf, wälzt sich um alle Seiten der Oberfläche der körper-

lichen Ausdehnung herum; — das Ohr läßt nicht die kleinste momentane vorüberstreichende Luftbewegung aus der Kette der festverbundenen Zeittheilchen entwischen; — und beyde überbringen so auf dem Aether, womit ihre Nerven getränkt sind, der Seele die sinnlichen Bilder ihrer Denkform. — Sie wurde daher von den Gefäßen des Gehirns umgeben, welches, wie ein Absonderungswerkzeug, diesen Aether aussendet, in vollem Zufluß zu dem Gesichts- und Gehörsinn. Außer dieser Verbindung waren aber dem Menschen zur Erhaltung seines eigenen Körpers noch andere Sinne nöthig, um die harte Ausdehnung selbst zu empfinden, und das Verhältniß seiner thierischen Masse zu andern Körpern zu erfahren. Die Oberfläche seiner Hand, seiner ganzen Haut, wurde daher mit Gefühlsnerven übersäet, sein Mundorgan mit Geschmacksnerven verfeinert, — das Nasenbein mit einer Geruchshaut überzogen, kurz, von dem Gehirne auch zu den Theilen Nerven hingesandt, die mehr zur Erhaltung des thierischen Lebens bestimmt sind, — Nerven, — deren Bestimmung gröber, unedler, und deren Thätigkeit einfacher, einseitiger, körperlicher ist. Je mehr der Wirkungskreis der Seele und die Selbsterhaltung des Körpers von diesem Nervengeiste abhängt; — desto sorgfältiger mußte er von den gröbern Theilen und Säften abgesondert werden, in einem Werkzeug, welches man ein-

stimmig das Gehirn zu nennen pflegt. — Diese kurze Betrachtung hat uns aber das Gehirn in dreyerley Rücksicht kennen lernen: 1) als Werkzeug, die Seele in Verbindung mit der Sinnenwelt; 2) sie mit ihrem eigenen Körper in Verbindung zu bringen, und 3) auch als Werkzeug den Aether und Nervengeist abzusondern und zuzubereiten. —

Schon der frühere Geist der Physiologie ahndete in gewissen Theilen des Gehirns einen nähern Zusammenhang mit der Seele, als in andern, vielleicht aus dunkelm Gefühl der verschiedenen Geschäfte, für welche das Gehirn bestimmt ist. — Es entstanden daher Vermuthungen, Hypothesen über den Sitz des geistigen Wesens so viel, so viel nur Untersuchungen darüber angestellt wurden, — doch nie Resultate, die an den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit angegränzt hätten.

Ohnmöglich ist es, daß das ganze Gehirn überhaupt ohne Unterschied für die Verrichtung dieser drey Geschäfte bestimmt seyn kann. — Der Theil desselben, von welchem der Gesichts- und Gehörnerve ausgeht, muß schon gereinigten Nervengeist enthalten: er kann also nicht zugleich das Absonderungswerkzeug selbst seyn; sondern ein anderer insbesondere dazu bestimmter, welcher Verbindung mit jenem hat, um ihm den gereinigten Aether zufließen zu lassen. Zweytens: können die Nerven, welche die Seele mit der Sinnenwelt, und die,

welche sie mit ihrem eigenen Körper verbinden, nicht einerley Nerven seyn, in ihnen nicht zugleich das doppelte Geschäft, die Ueberbringung der Sinneseindrücke, und die Fortpflanzung derselben in dem Körper, vorgehen: — sondern abgesondert, als verschiedene Zweige auf verschiedenen Wegen entgegengesetzt, müssen sie zu der Seele hingehen, jene, um ihr die Eindrücke zu überliefern, diese, um die Empfindungen und Vorstellungen aus ihr dem Körper mitzutheilen. Wahrscheinlich, und gewiß ist es daher, daß das Gehirn nur in drey verschiedenen Theilen diese drey verschiedenen Geschäfte erfüllen könne.

Derjenige Punkt, in welchem die Nerven der Sinnenwerkzeuge zusammentreffen, und die, mit welchem zugleich die Nerven, die zum thierischen Körper hingehen, unmittelbar in Verbindung stehen, ist nach höchster Wahrscheinlichkeit der unmittelbare Sitz der Seele, d. h. der Ort der unmittelbaren Einwirkung in das geistige Wesen: weil hier das gegenseitige Commercium, die Vereinigung der Seele mit Körper und der Sinnenwelt, und die gegenseitige Ineinanderwirkung desto unmittelbarer, leichter, bestimmter und deutlicher von statten gehen kann. Das verlängerte Hirnmark ist nach aller anatomischen Erfahrung der Punkt des Zusammentreffens dieser Nerven: denn erstlich

gehen von ihm die meisten Nerven aus *); zweytens steht es auch in der nächsten Verbindung mit dem kleinen Gehirn, in welchem sich, wie wir unten sehen werden, die Nerven aus dem thierischen Körper zu vereinigen scheinen. Mit höchst richtiger Schlußart können wir also annehmen, daß das verlängerte Hirnmark, das sensorium commune, der Sitz der Seele ist. — Weder bey dem großen noch kleinen Gehirn findet dieses unmittelbare Commercium Statt: wäre jenes der Sitz der Seele, — so müßten erst alle Eindrücke der Sinnen durch das verlängerte Hirnmark zu ihm übergehen, und dann diese Eindrücke von der Seele aus wieder rückwärts durch das verlängerte Hirnmark in den Körper übergehen: Wäre dieses das sensorium der Seele — so schiene das verlängerte Hirnmark ohne bestimmtes Geschäftes Verrichtung da zu seyn: zweytens fehlte auch dem kleinern Gehirn der unmittelbare Zufluß des Nervengeistes aus dem großen Gehirn, dem Absonderungswerkzeuge desselben. Alle diese Schwierigkeiten verschwinden bey der Annahme des verlängerten Hirnmarks: 1) steht hier die Seele in näherer Verbindung mit den Sinnenwerkzeugen und den Außendingen; wodurch bewirkt wird, geschwinderer Uebergang der Eindrücke zu geisti-

*) Lieutaud Zergliederungskunst 2ter T. S. 53. Aus dem verlängerten Hirnmark entspringen 10 Paar Nerven.

geistigen Thätigkeiten und Vorstellungen; auch geschwindere Wirkung der Seele selbst auf die Sinnenwerkzeuge, in wie fern dadurch erfolgt mehrere festere Aufmerksamkeit der Sinne auf die Objekte.

2) Ist hier möglich größerer unmittelbarer Zufluß des Nervengeistes aus dem großen Gehirn, mit welchem das verlängerte Hirnmark in der nächsten Verbindung steht: wodurch verhindert wird Mangel, Unterbrechung des Zuflusses des Aethers zu den Nerven; welche wohl möglich wäre, wenn er erst durch lange Wege zu den Nerven hinfließen müßte.

3) Findet hier auch ein unmittelbarer Zusammenhang der Seele mit ihrem Körper Statt, mittelst des kleinen Gehirns, mit welchem das verlängerte Hirnmark unmittelbar verbunden ist. Dadurch wird möglich geschwindere bestimmtere Theilnahme des Körpers an der geistigen Thätigkeit, und geschwindere Einwirkung derselben auf thierische Bewegungen, Verrichtungen u. s. w.

Das kleine Gehirn ist der Vereinigungspunkt aller Nerven aus dem Körper, und sein bis jetzt noch unerkanntes Geschäft scheint, aller Analogie nach, mit den äußern Sinnen das nämliche zu seyn, die gröbern, heftigen Eindrücke des thierischen Körpers zu mäßigen, zu verfeinern, und verkleinert sie dem geistigen Wesen zu überbringen, dem verlängerten Hirnmark. Dieses Geschäft des klei-

nen Gehirns, den Körper mit der Seele in Verbindung zu bringen, scheint zu bestätigen der grösfere Umfang desselben in den Thieren. Je mehr das Geschöpf sich auf thierische Verrichtungen einschränkt; desto wirksamer, thätiger und daher grösser muß es werden, verhältnißmäßig mit den mehrern Verbindungen, in denen es mit den thierischen Verrichtungen steht.

Das große Gehirn: in ihm scheint das Absonderungsgeschäfte des Nervengeistes von den gröbern Theilen, und die Zubereitung desselben zu den edlern Verrichtungen vor sich zu gehen. Die vielen hier zusammen kommenden Adern, Blutgefäße, welche die graue Rinde ausmachen, und aus dem ganzen Körper die Säfte hier zusammenbringen, bestätigen dieses mit der höchsten Wahrscheinlichkeit *).

*) Hier verdient wohl Herrn D. Platners neue Anthropol. 1 B. II. III. IV. nachgelesen zu werden, das auf Physiologie und Seelenlehre so viele neue Aussichten zeigt. Unbewiesen durch anatomische Erfahrung die röhrichte Struktur des Gehirnmarks, — ist noch nicht widerlegt die Absonderung des Nervenprincips, in dem großen Gehirn, welche auf andere Art, als die der gröbern thierischen Flüssigkeiten, vor sich gehen kann und auch scheint. D. Platners N. Anthropol. 1. B. §. 136. „So wird also die zur Erhaltung des „Nervengeistes nöthige Materie abgesondert, in dem „Gehirn durch die Aushauchung der Arterien des Ge-

Nach dieser Bestimmung muß, wie es auch medizinische Erfahrung zeigt, die Verletzung des verlängerten Hirnmarks, wie auch die Verletzung des kleinen Gehirns, weil dieses mit dem thierischen Leben in so naher Verbindung steht, geschwinder den Tod nach sich ziehen: weniger aber die Verlezzung des großen Gehirns, welche wohl eine Zerrüttung in den Sinnenwerkzeugen durch die weniger geschickte Absonderung des Aethers und die Stockung desselben verursachen kann, nicht aber den Untergang der ganzen thierischen Maschine.

Längst gerieth man durch die Erscheinung der Verschiedenheit der Seelenkräfte unter den Menschen auf den Gedanken, den Grund davon in dem Gehirn aufzusuchen. Allein alle Muthmaßungen und Resultate der Untersuchungen trugen das Gepräge der ersten Kindheit der Physiologie an sich. Nur der flüchtigsten Beobachtung der vergleichenden Anatomie bedurfte es zu widerlegen, den Maasstab — der Größe,

„hirns; in den Nerven durch die ihnen eigenthümli„chen Arterien.“ Seelenlehre, analogische Schlußart, glaube ich, kann uns mehr gewisses von dem Geschäfte, Bestimmung der verschiedenen Theile des Gehirns sagen, als die reichhaltigste, anatomische Erfahrung, deren genauern Betrachtung überdieß noch der feine, geistige Aether, nicht wie andere thierische Säfte, unterworfen seyn kann.

des Umfangs des Gehirns — die verhältnißmäßige Schwere desselben zu dem übrigen Körper, — zu verwerfen, wornach man die Grade der Seelenkräfte bestimmen wollte. Wir werden unten die Unmöglichkeit der Anwendung dieses Maasstabes näher beweisen.

Die ganze Temperamentslehre würde noch wenig zur gründlichen Kenntniß des Menschen gethan haben, wenn man erstlich den Einfluß derselben auf das Gehirn nicht zugeben wollte, auf die Lage, Beschaffenheit desselben, und der daher äußern, verschiedenen Bildung des Kopfes: zweytens: wenn man selbst nicht deutlich diesen Einfluß bestimmen, und durch Beobachtungen erklären könnte.

In wie fern jedes Temperament aus einem gewissen Urstoffe entspringt, in so fern muß auch jedes, seinem Princip gemäß, bestimmenden Einfluß haben: —

1) auf die Beschaffenheit des Nervengeistes, des Aethers, der in dem großen Gehirn abgesondert wird.

2) mittelst der eigenen Wirkungsart, Thätigkeit des Temperamentsprincips — auf die Lage des Gehirns, der Theile desselben unter einander, des kleinen, großen Gehirns und des verlängerten Hirnmarks.

Im ersten Falle bestimmen die Thätigkeit des geistigen Wesens, Lebhaftigkeit des Vorstellungsvermögens, Geschwindigkeit des Ideenganges.

Im andern Falle bestimmen die bessere oder schlechtere Zubereitung des Aethers, die geschwindere oder langsamere Einwirkung der Sinnenwelt auf die Seele, und endlich auch der leichtere oder schwerere Uebergang der Geistesvorstellungen zu Empfindungen und Bewegungen des Körpers.

Da die Schädelknochen in ihrer Bildung dem Gehirn folgen: — muß auch jedes Temperament sich durch einen eigenen Kopfumriß des Menschen auszeichnen, jedes sich durch eine besondere Formung der Gehirnknochen zu erkennen geben, jedes mittelbar oder unmittelbar auf dieselben einwirken. — Eine ganz weiche Masse ist die Hirnschale in den ersten Monaten der Geburt (2tes Cap.), sie liegt ganz ohne Proportion in einer Eyform über das unthätige Gehirn hingestreckt, bis sie sich endlich nach ihrem Eingeweide, welches durch äußern Anreiz hervorgelockt wird, formt, und seiner Wölbung nachbildet. Der Einfluß des Gehirns auf die Bildung der Schädelknochen dauert, ohnerachtet der Härte, der Unbiegsamkeit, welche das zunehmende Alter diesen Knochen giebt, so lange fort, so lange noch Bewegung, Leben und Thätigkeit innerhalb des

Gehirns vorhanden ist. Auf zweyerley Art geht diese Kopfbildung vor sich: 1) von innen heraus — unmittelbar durch das Gehirn selbst, durch Adern und andere Gefäße, die ununterbrochen auf die sie umgebende Hirnschale herauswirken; 2) von außen nach innen — durch die Muskeln, Nerven, die über der Hirnschale ausgespannt sind, und deren Bewegung von der Thätigkeit des Gehirns und der Seele abhängt. Jedes Temperament, welches auf gleiche Art das Gehirn bestimmt, von innen und von aufsen durch Muskel zu wirken, bestimmt sich daher auch seinen eigenen charakteristischen Kopfumriß. Eine dritte Ursache entsteht noch in dem handelnden, dem knochenreichen Temperamente: — hier bestimmt sich die Schädelform mehr unmittelbar durch den Knochen und seine Bildungsart selbst. Das Gehirn verhält sich mehr leidend, wie auch der über die Hirnschale ausgespannte Muskel; weil das Princip des Knochens hervorragender ist, und daher der Widerstand, welchen seine Sich-selbst-Bildung macht, für Gehirn, Muskel und Nerve unüberwindlich ist. — Nach diesen bestimmten Gesetzen, welche die Schädelknochen in ihrer Formung beobachten, konnte daher der philosophische Anatom Sömmering, ohne etwas Gewagtes, sagen: „Ich „bin gewiß, daß wir über die Zusammenstimmung „der Theile der Gesichtsknochen einst noch eine so „schöne Wissenschaft haben werden, als uns die

„blos errathende Physiognomik schwerlich allein ge-
„währen kann. Im Innern liegt der Grund des
„Aeußern, weil durch organische Kräfte alles von
„innen herausgebildet wird, und jedes Geschöpf
„eine so ganze Form der Natur ist, als ob sie nichts
„anders geschaffen hätte.“

Proben von Temperamentsbestimmungen auf charakteristische Kopfumrisse.

Cholerisches Temperament. Hier, wo das Blut mit doppelt geschwinden, heftigen Pulsschlägen den ganzen Körper durchläuft, schwingt es sich mit dem größten Andrang zu dem Gehirn, windet sich hier in den Adern in den verschiedensten gyrischen Zirkelbögen auf der Oberfläche des Gehirns umher, bald nach innen, bald nach außen zu, und bildet so Prägnanzen, Vertiefungen, Erhöhungen, deren Spuren auf dem Gehirn des Cholerikers gewiß sichtbarer, als bey jedem andern sind, und von Anatomen verdienten bemerkt zu werden. — Perpendikularität, horizontale ebene Fläche, starke, emporsteigende Protuberanzen — ist ganz zuwider nach den Gesetzen der Schwere den brausenden, heftigen Strömen eines Fluidums — in Wellenform schwingt es sich in die Höhe, in Bogen wälzt es sich wieder herab: und eben nach diesen Schwingungen bildet das mit Feuertheilen angefüllte Blut

des Cholerikers die Oberfläche des Gehirns, und nach diesen sich formenden Gehirnknochen, auf denen kein Punkt zu dem andern in gerader Linie fortgeht, sondern alles sich hebt oder senkt nach dem Gesetz des geschweiftesten Zirkelbogens. Der Stirnknochen steigt von dem Stirnbeine in schiefliegender sich schwingender Linie aufwärts, schweift sich feurig dem Scheitel zu, und senkt nach einem gewölbten Hinterhaupte sich tief, fast in einem rechten Winkel in den Nacken hinein. Das kleine Gehirn, welches das erste Einstürmen des Bluts aus dem Herz auffängt, wird daher sehr geschweift, ausgedehnt — das Hinterhaupt fängt gleich im Nacken mit dem stärksten Ausbuge an, bringt das kleine Gehirn der Scheitelwölbung dem verlängerten Hirnmark näher. Der Kopfumriß dieses Temperaments ist nicht langsame Kugelform, nicht sanftes Umbeugen in Wellenlinien, sondern der feurigste, kühnste Umschwung von Stirne zum Scheitel, und von Scheitel zum Nacken. (A)

Sanguinisches Temperament. Die Bildungsform desselben ist verkleinerte Karrikatur der cholerischen Schwungkraft, wie auch das Temperament selbst. Alles ist sanfter, weichabgehender, nicht mit der feurigen Schweifung gewölbt. Das Blut fließt leichter, flüchtiger, ohne Andrang und Einstürmen auf dem Gehirn umher, — nicht mit so vielen Feuertheilen getränkt, entfernt es sich ganz

von der kühnen Bildungsform. Der Kopfumriß ist daher weniger gewölbt, sanft gebogener und abgehend: das kleine Gehirn weniger hervordrängend und hinauffspringend: das Hinterhaupt daher länger, sanft abfließender, die Stirne sich leichter erhebend, und leichter zu dem Scheitel übergehend. (B)

Das phlegmatische Temperament thürmt sich ein eigenes Gebäude auf, unter dem das Blut das Gehirn durchwässert, auffschwemmt, und durch Größe, schwellende Höhe zu ersetzen sucht, was ihm an ätherischem Nervengeist abgeht. — Das große Gehirn hat hier eine breite, weite horizontale Fläche, ganz entfernt von dem cholerischen Umschwung — nur bey dem Uebergang zur Stirne senkt sich der Kopfumriß in starker, phlegmatischer, ungeschickter Wölbung zu der Stirne herab. Das Hinterhaupt ist sehr lang, steigt von dem Nacken ohne Umbug in die Höhe, da das kleine Gehirn ruhig von dem Andringen des Bluts sich fast in den Nacken hineinsenkt, und mit dem Kinn fast parallel liegt. Je nachdem das Phlegma mit fetten Theilen geschwängert ist, je nachdem dunset der Kopfumriß aus seiner unthätigen Form zu einer Dunstkugel, und das Gehirn zu einer Eitergeschwulst auf. — (C)

Das ätherische schwingt sich von den vergröberten Formen dieser Temperamente ganz weg, dämm-

mert seine Scheitelbildung zu einer jungen, aufblühenden Rosenknospe, — zu einem aufsteigenden Morgen der Hofnung hin. — Der reinste Aether durchnetzt hier das ganze Gehirn, steigt wie erquikkender Frühlingsthau dem Scheitel entgegen, und bildet so, wie Herder sagt, den weitesten Tempel jugendlich-schöner, reiner Menschengedanken. — Das große Gehirn liegt weit ausgestreckt da, mit dem vollesten Vorrath des reinsten Nervenäthers: — das verlängerte Hirnmark sendet den Nerven näher der Sinnenwelt entgegen, — und das kleine Gehirn erhebt sich aus dem thierischen Nacken den edlern Theilen zu, dem Scheitel näher, und den Sinnenwerkzeugen, um Hand aus Hand eine Harmonie zwischen Welt, Seele — und Körper zu bilden. Hier ist das breiteste Gehirn, das weiteste hinausgewölbte Oberhaupt. (α)

In dem römischen feurigen Temperamente umgiebt der Knochen das Gehirn mit unerschütterlichen Mauern, mit gerade aufsteigenden Linien beginnt es seine Bildungsform, ähnlich einer scharfen Eckform, mehr oder weniger einem Viereck gleich, das in scharfen Linien, oder wie im männlichen Temperamente, mit starker, fester Wölbung zu der Stirne und dem Scheitel übergeht. (a)

Das böotische Temperament ist ganz entfernt von aller thätigen Bildung, mit starken, groben Wänden, schließt es das Eingeweide des Gehirns

ein, ohne Schärfe, plump und hingestreckt. Das Gehirn ist klein, denn der Knochen trocknet hier alles aus — kein Aether — kein strömendes Blut, — keine wäßrige Lymphe — alles dichte compacte Masse, die nur der gröbsten Eindrücke fähig ist. — (b)

Gewiß genug werden diese Beobachtungen, aus der täglichen Erfahrung gezogen, jeden von den Gesetzen überzeugen, nach welchen die Materie bildet, und die Kopfumrisse beginnt und vollendet. — Näher schreiten wir nun aber zu dem Aufschluß des Geheimnisses zwischen Körper und Geist; — bestimmter läßt sich nun fragen: welchen Einfluß kann jede dieser verschiedenen Lagen, Beschaffenheiten des Gehirns und des Aethers, haben auf das Innere des geistigen Wesens? — wie seine Thätigkeit, seine Vorstellungskraft bestimmen, erweitern, — verhindern oder begünstigen? —

Nach dem Verhältniß der Seele zu der Sinnenwelt, ließen sich die Resultate der weitläuftigsten Untersuchung über diesen Gegenstand in folgende Sätze fassen: —

1) Je feinern, ätherischen Nervengeist das Gehirn absondert — desto geschickter ist auch der Nerve, die kleinsten Eindrücke, die feinsten Zeittheilchen aufzunehmen, desto empfänglicher für die geschwindesten vorübergehenden Zeiterscheinungen, und alle Zeitformen: —

und daher desto getreuer in der Ueberbringung der verkleinerten Abbildungen der Sinnenwelt zu dem Vorstellungsvermögen. —

2) Je feinerer Nervengeist da ist, — je mehr Zufluß durch die nähere Lage des verlängerten Hirnmarks nach den edlern Sinnwerkzeugen: — desto unempfänglicher wird das geistige Wesen für die groben Eindrücke der niedern Sinne, und desto reizbarer für momentane Eindrücke der Zeit und Zeitvorstellungen.

3) Je unmittelbarer das kleine Gehirn mit der Seele, mittelst des verlängerten Hirnmarks, in Verbindung steht; — mit desto geschwinderm Erfolg wird sie ihre Herrschaft auf den Körper ausüben, desto unmittelbarer und näher selbst Körper und Sinnenwelt, Eindruck und Empfindung in Aufeinanderfolge stehen.

Die ganze Vorstellkraft, Thätigkeit der Seele, hängt nach ihren Graden von diesen Eigenschaften des Gehirns ab, — und in so fern diese von dem Temperament erzeugt werden, hängt jene auch ab von den verschiedenen Temperamenten selbst.

In dem ätherischen Temperamente ist gleichsam die Vollendung der besten Organisation des Gehirns — die Uebereinstimmung aller der Erfordernisse, die ich kürzlich zur größten möglichsten Thätigkeit des Geistes angegeben habe. — Da es selbst aus

dem hervorragenden Princip des Nervengeistes entspringt: so kann das große Gehirn mit desto grösserm Vorrath, auch desto feinern Aether absondern. Hieraus folgt das erste und zweyte Erforderniß der größten Seelenthätigkeit. Mittelst der größern Empfänglichkeit dieses Aethers für die feinern, mannichfaltigern Zeiteindrücke des Gesichtssinns, begiebt es sich mit größerm Zufluß zu diesem Sinn hin, bringt ihm auch das verlängerte Hirnmark näher, und das kleine Gehirn erhebt es höher aus dem Nacken, und stellt es diesem Organ in gerader Linie gegen über. Dadurch wird ebenfalls erzeugt das zweyte und dritte angegebene Erforderniß der leichtesten, geschwindesten Seelenwirkung.

Je nachdem diese bey den andern Temperamenten Statt finden, in wie fern etwa eins von diesen Stücken mangelt; — je nachdem wird auch dieß Temperament der Geistesthätigkeit weniger günstig seyn. In dem phlegmatischen, böotischen z. B. findet keins von diesen Erfordernissen Statt: — daher das Langsame des Vorstellungsvermögens, die Unfähigkeit zum angestrengten Nachdenken, die wenige Empfänglichkeit für Empfindung, und der wenige Antheil, den der Körper an ihr nimmt. Das cholerische und sanguinische Temperament ermangelt des ersten Erfordernisses des feinen ätherischen Nervengeistes; — daher entsteht in ihm die

wenigere Empfänglichkeit für Zeiterscheinungen, für Empfindungen der Kunst und der Aesthetik, und die mehr gröbere moralische Empfindungsart. Es nähert sich aber auch darin dem ätherischen Temperamente — durch den Besitz des dritten Stükkes — der nähern Verbindung des kleinen Gehirns mit der Seele, (A) wodurch alles zu Empfindung wird, geschwinder in Empfindung übergeht, und der Körper nähern Antheil an der Geistesthätigkeit nimmt. —

Der Nervengeist selbst scheint mir weniger die Ursache der Empfindsamkeit des Menschen zu seyn, seiner Empfänglichkeit für Empfindung und Leidenschaft, als in wie fern durch ihn hervorgebracht wird die Lage des kleinen Gehirns näher den Sinnenwerkzeugen und dem geistigen Wesen, — und dadurch begünstiget der geschwindere, mögliche, allgemeinere Uebergang der Seelenthätigkeit zu körperlichen Empfindungen, zur körperlichen Theilnahme und Interesse. — Ich wünschte eine nähere Bestätigung dieser Beobachtung. —

Wie der sanfte heitere Himmel des alten Griechenlands alles zur idealischen Schönheit erzog, allein einen gewissen geistigen Aether einhauchte, und den menschlichen Körper zu dem ätherischen Temperamente entwickelte: — so hatte er auch gleichsam nur eine Form, nach welcher er den Menschenschädel und Gehirnknochen bildete. In

den vollendetesten Produkten der schaffenden Naturkraft, war ein Stempel, eine Bildungsform abgedruckt, — die weiteste Wölbung der Gehirnhöhle — die weiteste Hinauswölbung des Hinterhaupts, und die höchste Lage des kleinen Gehirns. In dem Momente der Begeisterung über die griechische idealische Schönheit, sagt Herder wohl richtig über die Bildungsform der Kunst — weniger aber über die der griechischen Natur: — „Warum neigt sich die „griechische Form des Oberhaupts so angenehm „vor? weil sie den weitesten Raum eines freyen „Gehirns umschließt, ja auch schöne, gesunde Stirn„höhlen verräth, also einen Tempel jugendlich„schöner und reiner Menschengedanken. Das Hin„terhaupt dagegen ist klein: denn das thierische „Cerebellum soll nicht überwiegen.“ Ich behaupte nicht, daß die Größe des Cerebelli zur freyern Thätigkeit des Geistes beyträgt, aber die höhere Lage desselben in dem Gehirnschädel, weil dadurch jede Seelenthätigkeit, jede Vorstellung zu einem schönen aufsteigenden Morgen der Empfindung wird, der alles vergoldet, verjüngt und blühend darstellt in einem gewissen Platonischen Dichtungsgeist. — Anders bildet die Natur — anders der Künstler — jene hat zum Vorwurf Schönheit und Geist zugleich: — dieser nur erstere, in so fern sie von diesem getrennt werden kann oder muß, — Der griechische Künstler wollte nur die schönsten Menschen

aufstellen; er idealisirte, und brachte Formen hervor, die nicht das Gepräge des mannichfältigern Zwecks der Natur hatten. In dem Moment seiner Begeisterung hauchte er eine vollendetere Natur auf die vor sich liegende Steinmasse, hauchte von ihr weg das Grobe des thierischen Muskels, und das auf die Hinauswölbung des hintern Schädels ruhende Gepräge der menschlichen Natur: — denn nur stille Seelengröße und hoheitvolle Ruhe, Friede der harmonieliebenden Vernunft sollte, wie Herr Prof. Heydenreich sagt *), aus den Gestalten der Sinnlichkeit in der Hülle eines geläuterten Daseyns hervorleuchten. Mit der größten Kenntniß der Gesetze der antiken Schönheit sagt daher Camper **): „Ein jeder weiß, daß ein Viereck, welches mehr „hoch als breit ist, unser Auge mehr ergötzt, als „ein gleichseitiges Viereck; deswegen haben die „Alten, anstatt dem Gehirn denjenigen Raum zu „lassen, den die Natur erfordert, den Winkel, der „größer als der rechte Winkel ist, oben an der Hirn„höhle angesetzt, und hinten abgenommen, wodurch „ein Kopf von hundert Graden viel länglicher „wird,

*) Hr. Prof. Heydenreichs. System der Aesthetik. 1. B. 1. Bet.

**) Campers kleinere Schriften; 1. B. S. 21. in den Auszügen der zwey in der Amst. Malerakademie gehaltenen Vorlesungen.

„wird, und einen höhern Scheitel erhält; welches „die Ursache ist, daß die Augen alsdenn mitten im „Kopfe zu stehen kommen. Um dieses nun besser zu „verstehen, so stelle man sich einen in Thon boßirten „Kopf eines Europäers vor, welchem man, indem „der Thon noch weich ist, das Hinterhaupt mit der „Hand vorwärts und nach oben gedrückt hat, bis „daß es einen Winkel von 100 Graden beschreibt; so „ungefähr sind die Köpfe der Alten.“

Je mehr das Thier auf einer niedern Stufe der Schöpfung steht, scheint das Cerebellum sich niederzusenken, in weniger Verbindung mit der Seele zu stehen, und hingegen durch dieß Höherliegen, näher dem verlängerten Hirnmark, den Handlungen, den Verrichtungen des menschlichen Körpers das Edlere, den Schimmer von geistiger Mitwirkung zu ertheilen. Selbst in dem Neger scheint diese Abstufung anzufangen, — wenn es nicht Folge der Bildungsform des böotischen Temperaments (b.) ist, welches, nach allen möglichen Bestimmungen des Anatoms Sömmering, den Nationalcharakter des Negers auszumachen scheint. „Beym Mohren,“ sagt er nach Lichtenberg *), „ist der Uebergang vom hintern „Kopfe zum Rücken flächer, weniger tief als bey uns „ausgehölt, gerade als ginge dem gehirnfassenden

*) Sömmering über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer, §. 5.

„Schädel hinterwärts etwas ab; in noch weit stär=
„kerm Grade ist dieses der Fall beym Affen.“

Die Größe, der Umfang des Gehirns überhaupt ist so verschieden, so verschieden die Temperamente sind, die mittelst ihres Princips auf dasselbe und dessen Säfte Einfluß haben. Unmöglich ist es daher, und nur dem frühen Beginnen der Physiologie, welche die geistigen Thätigkeiten als Bilder auf dem Gehirn abgedruckt sich dachte, verzeihlich, nach dem Umfange desselben die Seelenkräfte zu messen und zu berechnen. In dem phlegmatischen Temperament ist das Gehirn vor allen andern größer, ohne deswegen, wie es nach diesem Maaßstabe seyn müßte, für die Seelenkräfte das günstigste zu seyn.

Noch unmöglicher ist der Maaßstab der Seele nach der verhältnißmäßigen Schwere des Gehirns zu dem übrigen Körper, — ganz wider alle Grundsätze der Seelenlehre der Gedanke, daß, je schwerer das Gehirn, desto ausgebreiteter und thätiger seyn müsse das Vorstellungsvermögen — der Mensch als das Haupt der Schöpfung, daher das schwerste Gehirn und dessen Gewicht mit der Leiter der thierischen Schöpfung heruntersteigen müsse. Die geringste Kenntniß des menschlichen Körpers, seiner Säfte, Temperamente, des Einflusses derselben auf das Gehirn, mußte auch bey der flüchtigsten Beobachtung das Widersprechende und das Gegentheil davon zei=

gen. — Ich erkläre mir daher nicht, warum Herr Sömmering *) bey der Erscheinung der größern Schwere des Thiergehirns in Verlegenheit scheint, warum er bey dem gefundenen größern Gewicht des Neger-Gehirns vor dem des Europäers, durch Ausweichungen die Resultate, die man aus dieser Entdeckung ziehen könnte, unsicher zu machen sucht; da nach Kenntniß einer richtigen Temperamentslehre, vor aller anatomischen Erfahrung, dieses schon nothwendig zu ahnden und zu vermuthen war. — „Das „Gehirn eines vierzehnjährigen Mohrenknaben," sagt er, „wog 2 Pfund $20\frac{3}{4}$ Loth Caßler Silberge„wicht, das eines ungefähr zwanzigjährigen, doch „nicht völlig ausgewachsenen, 2 Pfund $26\frac{1}{2}$ Loth, „(das große Gehirn 2 Pfund $14\frac{1}{4}$ Loth, das kleine $12\frac{1}{4}$ „Loth.) Freylich ein Gewicht, das nicht allemal im „Europäer so groß angetroffen wird; denn ich selbst „habe menschliche Gehirne von 2 Pfund $11\frac{3}{4}$ Loth ge„sehen, allein dafür war auch letzterer Mohr ein be„sonders schöner, wohlgebildeter, großer und star„ker Mann."

Das Gehirn muß an Schwere zunehmen, wie abnimmt der feinere Aether des Nervengeistes, und nachdem es enthält gröbere dickere Säfte. Hingegen an Gewicht ab-

*) In der angef. Schrift §. 54.

nehmen, leichter seyn, je nachdem zunimmt das Geistigere des Nervenäthers. —

Nach diesem Grundsatz, dem wohl nichts entgegengesetzt werden kann, ist nichts leichter, glaube ich, als mittelst der Kenntniß der Temperamente, die Grade der Schwere des Gehirns eines jeden Menschen zu bestimmen, und das Verhältniß desselben zu den übrigen Thiergehirnen. Mit größerm Rechte und zutreffenderm Erfolg würde ich also ganz den entgegengesetzten Maasstab festsetzen, und die zunehmenden Seelenkräfte nach der Abnahme des Gewichts des Gehirns bestimmen; — dem Menschen das leichteste Gehirn geben, weil dessen Körperbau feiner organisirt, dessen Säfte mit mehr Nervengeist getränkt sind, und weil daher in dem Gehirn auch desto geistigerer Aether — desto leichterer — enthalten seyn muß.

Hätte man keinen andern Maaßstab, so könnte man sich dessen am sichersten noch bedienen, ohngeachtet der Fehlschlüsse, die aus andern Nebenumständen entspringen würden. — Man müßte, ehe man durch Wägen zwischen zwey Gehirnen die Vergleichung anstellte, von der ganzen Summe des Nervengeistes, in dem einen Gehirn enthalten, den Theil abziehen, der hier wegen der größern Thätigkeit der Sinne und ihrer mannichfaltigen Verrichtung mehr seyn muß, als in dem andern Gehirne, welches we-

gen den einfachen Sinnorganen dessen weniger bedarf: — weil sonst durch die größere Summe des Nervenäthers in jenem Gehirn die nämliche Schwere mit dem Gehirn eines niedern Geschöpfs herauskommen könnte. Ohnerachtet der dickern gröbern Säfte, welche in dem Pferdegehirn enthalten sind, war es daher nothwendig, daß dieses leichter als das Gehirn des Menschen wurde, welches zehnmal mehr Nervengeist in sich enthalten mußte, wegen der grössern Thätigkeit der Sinnorgane, des Gesichts- und des Gehörsinns, welche in dem Pferde grob und ruhig sind. *) Selbst unter den Menschen muß die Schwere des Gehirns nach den Temperamenten variiren, das Gewicht desselben in dem phlegmatischen größer seyn, als in dem ätherischen, — am größten vielleicht in dem böotischen, wo es wohl im Umfange kleiner, aber auch wegen der gröbern Erdtheilchen compacter, gepreßter und härter ist. Daher entsteht auch das größere Gewicht des Neger-Gehirns vor dem des Europäers, obgleich jenes an Umfange vor diesem weit zurückweicht. — **) Dieß schwerere

*) Sömmering in der angeführten Schrift §. 60. „Das größte Gehirn eines Pferdes, das ich aufwiege, wiegt 1 Pfund 14 Loth, das kleinste eines ausgewachsenen Menschen (das ich angetroffen) 2 Pfund 11 Loth.“

**) Ebendaselbst §. 56. „Es erhellet also deutlich, daß derjenige Theil des Mohrenschädels, der die gehirnfassende Höhle bildet, im Vergleich mit dem, der dem Gesicht

Gewicht des Neger-Gehirns würde vielleicht weniger Ausschlag geben, wenn es mit dem Gehirn eines Europäers von ätherischem Temperament gewogen würde, weil hier die größere Summe dem schwerern, aber wenigern Nervenäther des Neger-Gehirns Stand und gleiche Wage halten könnte. Diese Vermuthung wird aber wohl schwerlich durch Erfahrung können bestätigt werden, weil aus physischen Ursachen Menschen von solchen geistigen Temperamenten wenig oder fast gar nicht dem anatomischen Messer unterworfen sind.

Wie in jedem individuellen Menschen die Schwere des Gehirns verschieden seyn muß, so ist es gewiß auch im Allgemeinen, nach den Nationaltemperamenten, in jedem Volke verschieden. Der Neger überhaupt hat ein anderes Gewicht seines Gehirns, der Engländer ein andres, der Franzose, und der Deutsche, jede Nation ein andres Verhältniß. Die Anatomie hat bisher so enge, so eingeschränkte Gränzen gehabt, ist blos so für das sinnliche Auge gewesen,

und zur Aufnahme der Werkzeuge der äußern Sinne bestimmt scheint, kleiner, als bey irgend einem Europäer, ist.“ §. 55. „Herr **Waller**, so wie sein Vorgänger **Meckel**, merkt noch an, daß er die markige Gehirnsubstanz in einem Mohren fester, als sie ordentlicherweise in Europäern zu seyn pflegt, und fast von einer solchen Zähigkeit, wie man bey einigen Verrückten beobachtet, wahrgenommen habe.“

daß freylich nur jetzt, seit Campern, Sömmering, Platner, sie der Seelenlehre, Menschenkenntniß näher gebracht werden konnte, und daß man nur jetzt hoffen kann, eine ganz eigne Wissenschaft von Ideen entstehen zu sehen, deren Möglichkeit der frühere Anatom nicht zu ahnden wußte.

Besonders Sömmering hat durch seine Beobachtungen der vergleichenden Anatomie das Verhältniß des Gehirns zu dem geistigen Wesen, durch einen neuen Maaßstab, neue Berechnungsart zu bestimmen gesucht, deren genauere Prüfung hier wohl einen Platz verdient. „Mit Genauigkeit, Sorgfalt und „Nutzung glücklicher Gelegenheiten angestellte Ver„gleichungen der Gehirne aus verschiedenen Thier„klassen führte mich," sagt er *), „am Ende auf den „sehr wichtigen von mir zuerst entdeckten Hauptsatz:

„daß der Mensch beym größesten Gehirn die „kleinsten Nerven habe, oder daß man nur in „Rücksicht der Vergleichung des Gehirns mit „seinen Nerven sagen könne: der Mensch hat „das größte Gehirn."

Die ganze Prüfung dieses Maaßstabes beruhet, wie ich glaube, auf der Untersuchung folgender Fragen:

1) Wovon kann dieses verschiedene Verhältniß des Gehirns zu seinen Nerven Wirkung seyn? —

*) In der angef. Schrift §. 57.

wovon in der Organisation der thierischen Körper abhängen? —

2) Was kann dieses verschiedene Verhältniß beytragen zur größern oder mindern Seelenthätigkeit, Vorstellung, bessern oder schlechtern Geistesanlagen? —

Aus dem Obigen ist klar, daß das Gehirn, nach dem Temperament, feinern oder gröbern Nervenäther absondern könne — daß sowohl die Größe als auch die Schwere des Gehirns von der Beschaffenheit dieses Nervenäthers abhange — und daß auch endlich die größere oder mindere Thätigkeit der Sinnenwerkzeuge, Empfänglichkeit derselben für die Außenwelt, darnach bestimmt werde. Es fragt sich nun: Ist nicht auch von dieser Beschaffenheit des Nervengeistes abhängig das verschiedene Verhältniß des Gehirns zu seinen Nerven? —

In den Temperamenten, wo reicher Zufluß der Säfte zu dem Gehirn ist, muß das Gehirn an Umfange größer seyn als in denen, wo der Zufluß sparsamer ist: größer also in den

I. ätherischen, sanguinischen, cholerischen, phlegmatischen — kleiner in den böotischen Temperamenten; wo überdieß noch es sich mehr zusammendrängt, trocken und compact wird.

II. Die Nerven müssen gegen das Gehirn desto kleiner seyn, je feinern geistigen Aether dieses

jenen zufließen läßt, und je weniger daher die Nerven davon brauchen, um die Eindrücke aufzunehmen; denn die Empfänglichkeit, die Thätigkeit derselben hängt nicht ab von der Menge, sondern von der Beschaffenheit des Nervengeistes. Kleiner müssen also die Nerven seyn in dem ätherischen, als in jedem andern Temperamente, besonders dem böotischen, wo der Nervengeist aus gröbern Theilen besteht. —

Je thätiger die Nerven sind, je empfänglicher für Eindrücke, — desto mehr Aufwand hat das Gehirn an Nervengeiste — kleiner müssen daher die Nerven seyn, weil das Gehirn mehrere gleichsam versorgen muß, weil ununterbrochener und geschwinder der Abfluß des Aethers aus dem Gehirn ist. Das ätherische Temperament muß also die kleinsten Nerven haben, das böotische die größten.

Resultat:

Die kleinern Nerven des ätherischen Temperaments müssen also in Verhältniß des größern Gehirns noch kleiner scheinen; hingegen

Die größern Nerven des böotischen Temperaments in Verhältniß des kleinern Gehirns — noch größer scheinen; daher also nach dem Sömmeringischen Ausdrucke

das ätherische Temperament beym größten Gehirn die kleinsten Nerven haben, —

das böotische Temperament hingegen beym kleinsten Gehirn die größten Nerven.

Hieraus entsteht die wahrgenommene Erscheinung, daß der Mensch, in Verhältniß gegen die übrigen Thierarten, beym größten Gehirn die kleinsten Nerven hat, weil der menschliche Körper aus feinern geistigern Säften als der des Thiers besteht — und sich überhaupt der Mensch gegen das Thier verhält, wie das ätherische gegen das böotische Temperament.

In wie fern nun bestimmt ist, daß dieses gegenseitige verschiedene Verhältniß blos Folge des Temperaments ist, kommen wir nun zur andern Frage: Was kann dieses beytragen zur größern oder mindern Seelenthätigkeit, bessern oder schlechtern Anlagen? —

Herr Sömmering selbst sucht diese Frage aufzulösen mit Gründen, die mit richtiger Seelenlehre sich wenig zu vertragen scheinen. Er sagt §. 58. seiner angeführten Schrift:

„Ich glaube zwar nicht, daß die Nerven zum „Gehirn, blos wie Ausführungsgänge zu einem Ab„scheidungswerkzeuge oder Drüse gehören, sondern „es scheint mir vielmehr, daß eine sehr geringe Men„ge Gehirnmasse zur gehörigen Verbindung mit den „Nerven (in so weit sie zum Pflanzen- oder blos thie„rischen Leben erforderlich ist) hinreichet.“ §. 59. „Dasjenige Geschöpf also, das über diese zum blos

„thierischen Leben nothwendige Portion von Gehirn „den grösten Reichthum oder Ueberschuß von Gehirn „hat, wird wahrscheinlich auch die vorzüglichste An„lage zu Geisteskräften besitzen.“

Der ganze Beytrag des Gehirns zur Seelenthätigkeit besteht in der Ueberbringung der äußern Eindrücke mittelst des Nerven: — erstlich weiß ich also nicht, was Herr Sömmering unter der Portion des thierischen Gehirns und dem Ueberschuß desselben verstehen kann; denn die Seelenthätigkeit geht nicht vor sich mittelst einer bestimmten Portion oder in einer Portion von Gehirn, sondern unabhängig von der Gehirnmasse, unabhängig von der Größe derselben. Zweytens beruhet die größere Empfänglichkeit der Seele für die gröbern oder geistigern Eindrücke allein auf der Beschaffenheit des Nervengeistes, in wie fern er dadurch mehr entweder zu den edlern oder unedlern Sinnen hinfließt, — nicht aber auf der Menge desselben. In welchem Theile des Gehirns soll denn endlich dieser Ueberschuß zu finden seyn? — In dem großen Gehirn, welches der Zubereitungsort des Aethers ist? — oder dem kleinen Gehirn und dem verlängerten Hirnmark? —

Die Erscheinung, daß selbst unter den Thieren, nach dem Grad ihrer Gelehrigkeit, die größere oder mindere Menge, wie Herr Sömmering sagt, zum blos thierischen Leben nicht gehöriges, oder überflüs-

siges Gehirn variirt, ist allein zu erklären aus der Temperamentsverschiedenheit, die auch unter den Thieren Statt findet; wodurch eben so, wie unter den Menschen, verschiedenes Verhältniß des Gehirns und der Nerven bewirkt wird, eben so wie unter diesen die lebhaftere, langsamere trägere, größere oder mindere Empfänglichkeit für Sinnenwelt und ihre Eindrücke.

Fünftes Kapitel.

Ueber das Genie.

Die vielen Erscheinungen, unter denen das Genie auftritt, und die es allenthalben um sich her verbreitet, konnten nur allein das Auge des Beobachters blenden, und seinen durchdringenden Blick von dem Finden des ersten Entstehungsgrundes desselben zurückhalten. Unerklärbar wäre es sonst, wie alle Untersuchungen über diese Geistesbestimmung so wenig glücklich, alle Resultate so wenig befriedigend hätten seyn können, — selbst die ersten Erklärungen desselben sich mehr um zufällige Eigenschaften herumdrehen, als wahre charakteristische Merkmale der Entstehung, des Wesens, des innern Gehalts des Genies enthalten. Je nachdem ein jeder, nach der Organisation seines Auges, von dem Farbenspiel desselben gleichsam geschmeichelt wurde, — nahm

er dieses zur Bezeichnung des Genies in seiner Erklärung auf; — und so wurde es bald die Fähigkeit zu erfinden, bald die natürliche auszeichnende Geschicklichkeit eines Menschen, gewisse Dinge gut und leicht zu verrichten, bald — kurz, so viel als es nur Eigenschaften an sich blicken ließ. Ein zweyter Grund der bis jetzt wenig glücklichen Bearbeitung dieser Materie ist der ganz falsche Gesichtspunkt, aus dem man alles auf das geistige Wesen bezog, alles aus dessen Grundkräften herleitete, und aus dem in die kleinsten Theile zergliederten Wesen der Seele eine Geburt zusammensetzte, die mehr ein neues Genie war, als dem ähnlich, welches man erklären wollte. Wenig ahndete man noch den Einfluß, den Antheil, welchen körperliche Organisation auf seine Entstehung haben konnte, geschweige daß man selbst mit deutlichen Begriffen sie hier hätte suchen und finden sollen. Höchstens erwähnte man des Nervengeists, in so weit er die Grundkraft, die vividam vim animi, lebhafter, thätiger machen kann, — weiter aber drang, weiter ahndete man nichts. — Gedächtniß, Beobachtungsgeist, Urtheilskraft, Dichtungsvermögen, Gegenwart des Geistes, Einbildungskraft, jedes von diesen mußte, unerachtet des Widerwillens des Genies selbst, einen Beytrag zur Vollendung dieser Geburt liefern. — Eine weder seines eignen Scharfsinns, noch des Genies würdige Erklärung giebt Sulzer, in seiner Abhandlung über das Genie, nach

dem Abt Dü Bos *). „Genie nennt man, sagt er, „sehr gut, die Geschicklichkeit, die ein Mensch von „Natur empfangen hat, gewisse Dinge gut und leicht „zu verrichten, die von andern auch mit Mühe und „sehr schlecht pflegen gemacht zu werden.“ — So wenig Charakteristisches enthält diese Bestimmung, daß man, ohne Genie zu kennen, leicht jeden fertigen Handwerker, jeden alltäglichen guten Kopf für das größte Genie der Welt zu halten in Gefahr kommen könnte. Uebrigens könnte wohl, nach den Grundsätzen, oder fast Regeln möcht' ich sagen, welche dieser Weltweise zur Entstehung des Genies angiebt, ein tiefsinniger spekulativer Philosoph, ein Metaphysiker werden, nie aber ein Kopf, der in dem richtigen Sinne des Worts Genie wäre. — Immer bleibt also die Frage noch zu untersuchen: Was ist Genie? — was und wo sein Entstehungsgrund?

Ist die Probe einer guten Erklärung der Inbegriff aller Eigenschaften ihres Objekts, muß sie gleichsam den Keim enthalten, aus welchem bey Befruchtung die vollkommene Blüthe hervorspringt: so darf ich wohl nicht eine zu große Allgemeinheit meiner Definition befürchten. Genie ist die größte Empfänglichkeit der Seele für Zeit, Zeitform — Gesetz — und Erscheinung, und die daher entstehende thätigste Wirkungsart der Seele in derselben.

*) Sulzers vermischte philos. Schriften 1. Th. S. 309.

Ohngeachtet der Allgemeinheit, mit welcher der menschliche Geist der Denkform des Raums und der Zeit unterworfen ist, leidet sie doch individuelle Bestimmungen, Einschränkungen, Abstufungen durch die größere oder mindere Empfänglichkeit des Menschen für ihre Gesetzformen. — Bald treffen wir den größten Nichtsinn an unter Menschen für örtliche, Raumbestimmungen, — bald für Erscheinungen der Zeit und ihrer Aufeinanderfolge; eben so oft aber auch die gegenseitige alles vermögende Empfänglichkeit. Bey jenen verlöscht der Eindruck mit dem Moment selbst, verliert sich nach und nach, wie der Zirkel einer Wasserbewegung: in diesen aber ist die späteste Rückerinnerung der längstverflossenen Zeittheilchen noch eben so lebhaft, als in dem ersten Augenblicke des Sinneseindrucks selbst. Die Verschiedenheit dieser Fähigkeiten beruhet allein auf dem wesentlichen Unterschied jeder Denkform selbst, und der nöthigen mit ihr conformen Organisation des Sinnes, in welchen sie sich sinnlich abdruckt. — Eine gewisse Ruhe, Bestimmtheit, Festigkeit, Dauer der Bewegung des Nervengeistes verlangt die Vorstellung des Orts, des Raums; die Seele muß gleichsam selbst die körperlichen Punkte der Ausdehnung fühlen. Hingegen Lebhaftigkeit, Bewegfertigkeit, Empfänglichkeit, und eine gewisse leichte Unruhe des Nerven verlangt die Vorstellung der Zeit und ihrer Erscheinung. Dort ist Einheit, stehende Festigkeit; — hier

mannichfaltige Aufeinanderfolge und der geschwindeste Vorübergang: — dort muß also auch seyn ruhiger, bestimmter; hier aber reizbarer, für das kleinste Zeittheilchen empfindlicher Nerve. Beides beruhet auf Temperament und Organisation des Körpers.

Wie sich die Seele des Menschen gegen diese Vorstellungen der Denkformen verhält, so äußert sich auch ihre Thätigkeit, ihre sinnliche Darstellung, bildet auch diese verschiedenen Erscheinungen der glücklichern oder ungeschicktern Hinstellung in Raum und Zeit. Daher entsteht der dunkle unbewußte Trieb, Neigung zu Arbeiten der Mechanik — zu Darstellung der Empfindung in Künsten; daher das glücklichere oder weniger glückliche Bildungsvermögen in demselben. Tausend sind Mechaniker, ohne Erfinder — tausend arbeiten in Künsten, ohne selbst Maler, Tonkünstler u. s. w. zu seyn. Alles dieses beruhet auf dem Grad der Lebhaftigkeit der Vorstellungsart in diesen Denkformen.

Je mehr verschiedenern Bestimmungen die Zeit unterworfen ist, desto mehr sind hier möglich Unvollendungen dieses Vorstellungsvermögens. Erstlich ist die Zeit empfänglich: der geschwindesten Aufeinanderfolge bis zur Täuschung des Nebeneinanderseyns: zweytens des Durchlaufs der feinsten, kleinsten, unbemerkbarsten Reihen und Abstufungen: drittens auch der verschiedensten Verhältnisse unter einander,

For=

Formen und Verknüpfungen. Ich glaube, daß man sich kein größeres Bild vom Genie machen kann, als nach der Zusammensetzung dieser drey möglichen Bestimmungen der Zeit. Die Thätigkeit, die Wirkungsart der sinnlichen Darstellung im Genie geht also vor sich: 1) in der größten, möglichsten Geschwindigkeit; 2) in der größten, möglichsten Feinheit; 3) der mannichfaltigsten Verknüpfung und Darstellung. —

Itzt kommt es nun darauf an, die Probe dieser Erklärung des Genies anzustellen, zu sehen, wie die Erscheinungen, Eigenschaften desselben mit dem angegebenen Grundcharakter übereinstimmen.

Da alle Empfindungen in der Zeit existiren, selbst Modifikazionen der Zeit sind; — so ist nichts natürlicher, welches auch die Erfahrung bestätiget, als daß in dem Genie die lebhaftesten, feinsten Empfindungen stets rege seyn müssen, daß alles in ihm zu Empfindung werden und zu Gefühl übergehen muß. — Maler — Tonkünstler, — in dem edlen, vollendeten Sinne — können daher nie ohne Genie seyn — wohl aber Genie statt finden ohne Maler und Tonkünstler, ohne sinnliche Darstellung der Empfindung. Es kann dann entweder in Dichter übergehen, oder als platonischer Philosoph sich zu höhern Geistern hinschwingen. — Genie ist nicht gedenkbar ohne die größte Empfänglichkeit für

Kunst, — und der größte, tiefsinnigste Untersucher ist nicht Genie, sobald ihm dieses Gefühl, diese Empfindung abgeht. Unnütz ist die Eintheilung der Genies in wissenschaftliche — Dichter — Maler — philosophische — ganz ohne Willen der Natur gemacht. Alle diese sind eins, nur verschieden in der sinnlichen Darstellung, die nicht zum Charakter des Genies gehört, sondern allein abhängt von der Organisation der Sinnenwerkzeuge. (II Abs. IV. Kap.)

Unausbleibliche Folge des Genies ist der Fehler, der in seinen Produkten wider Convenienz des Orts, Raumbestimmung erscheint. Erstlich hat es für örtliche Bestimmung selbst wenig Empfänglichkeit, noch weniger dafür Sinn, darauf Acht, in dem Moment der Begeisterung, wo es den Drang seines Gefühls, die vielen Empfindungen in sinnlicher Darstellung hinschweben läßt. Shakspear macht die dichterischen Schilderungen als Abdrücke seiner Begeisterung, seiner innern Empfindung — freylich nicht jederzeit da, wo es seyn sollte und könnte, sondern oft da, wo es des Orts wegen nicht seyn sollte. Dieses aber geht das Genie wenig an, es schwebt auf seiner Empfindung über die Sphäre der Körper weg, und läßt seine Empfindung in Zeitform hinsinken. Lächerlich ist daher der Regelbau, den man dem Genie bey seinen

Arbeiten vorschreibt, um nach ihm in dem Drang zur sinnlichen Darstellung hinzublicken. — Je mehr Genie — desto genialischer, auffliegender ist die Darstellung, aber auch desto mehr verstoßend wider Convenienz des Orts, wo auf dieselbe besonders Rücksicht genommen werden, wo sie besonders herrschen muß *).

*) Gerard, Versuch über das Genie: — giebt unter andern auch die Regel: „Je fruchtbarer die Imagination ist, desto mehr hat sie den Beystand der Urtheilskraft nöthig“ — Ganz ohne alle Anwendung muß diese Regel bleiben: denn ganz unmöglich ist das Wirken der Urtheilskraft bey dem feurigen Auffliegen der Imagination in der sinnlichen Darstellung. Bewußtseyn der Persönlichkeit findet gar nicht statt in den Momenten der hohen Empfindung: Shakspear konnte daher wohl seinen Personen oft Reden geben, die für ihre Persönlichkeit nicht paßten, konnte wohl Bilder zusammensetzen, die mittelst der Ortbestimmung nicht mit einander harmonirten. — Shakspear Maaß für Maaß. Akt 3. S. 2. „Ja, aber zu sterben und „zu gehen, wir wissen nicht wohin; in kalter Erstar„rung da liegen und faulen! Statt dieser warmen, „gefühlvollen Bewegung ein lebloser zusammengeballter „Erdklumpen zu werden, indeß, daß der wollustge„wohnte Geist sich in den feurigen Fluthen badet, oder „in erstarrenden Eisgefilden wohnet, oder in unsicht„bare Winde eingekerkert, mit rastloser Gewalt rund

Nicht alle Erfinder sind Genies, daher ist fehlerhaft, unbestimmt der von vielen angegebene Grundcharakter desselben — die Fähigkeit zu erfinden. Das Genie wird nie Erfinder eines mechanischen Triebwerks werden, und dieser wird nie Genie seyn — sondern nur der, welcher Erfindungen in der Zeit, Zeiterscheinungen und Zeitformen macht. — Diese Einschränkung des Erfindungsvermögens in dem Genie ist nothwendige Folge des ersten Grundcharakters, der dasselbe bildet. — Von selbst, ungerufen, bieten sich ihm neue Ideen, neue Aussichten, neue Vorstellungen dar, aus denen Erfindungen als Resultate hervorsteigen. — Mittelst der Empfänglichkeit seiner Seele für die feinsten, mannichfaltigsten Zusammensetzungen der Zeit, entsteht in ihm der mannichfaltigste Ideengang, findet er Aehnlich- und Unähnlichkeiten, Harmonie unter gewissen Dingen, — welches alles der gemeine, feste Kopf nicht bemerkt, daher auch nicht in ihm der Erfindungsgeist erfolgen kann, der in dem Genie so thätig, so leicht, so unwillkührlich

„um die schwebende Welt getrieben wird.“ War es hier, wie Gerard will, dem Dichter wohl möglich, an Heyden und Christenthum zu denken, und mittelst der Urtheilskraft, heydnische und christliche Begriffe in dieser Stelle von einander zu trennen, — in dem Augenblick der Begeistrung, wo er über seine Persönlichkeit hinwegschwebt! —

ist. Ich weis nicht, wie man darauf fallen konnte, Regeln aufzusuchen, nach denen das Genie nie verfährt, von denen es bey seinen Erfindungen nichts weiß, Regeln des Beobachtungsgeistes u. s. w.

So geschwinder Aufeinanderfolge die Erscheinungen der Zeit fähig sind; so geschwind faßt sie auch der Geist des Genies auf, und verwandelt sie in Vorstellungen und Ideenreihen. Mit der größten Geschwindigkeit kann er ganze Wissenschaften durchfliegen, denn eine Idee folgt der andern ungerufen nach; mit der größten Leichtigkeit in die schwersten Wahrheiten eindringen, die er nicht zu suchen braucht, sondern die sich ihm als Zeiterscheinungen selbst darbieten. Daher entsteht die Leichtigkeit, Geschicklichkeit, mit welcher das Genie alles behandelt, alles seinem Geiste unterwirft. —

Ein eigner charakteristischer Zug des Genies ist das Selbstinteresse, das aus allen seinen Handlungen, seinen Arbeiten hervorleuchtet, die Wärme, das Selbstgefühl, womit er alles darstellt. Auf jedem seiner Produkte ruhet gleichsam die Begeisterung, mit welcher er gearbeitet hat, — ein gewisser Platonischer Dichtungsgeist. Mit kalten Worten, kalter Einkleidung kann das Genie unmöglich seine Erfindungen darstellen, sondern über alles fließt die Wärme seiner Empfindung hin. — Dieß ist die Darstellung der Sprache, von welcher Herr

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, grössere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, gröfsere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, gröfsere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, gröfsere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, gröfsere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, gröfsere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

entsteht in dem ganzen Gehirn ein Anreiz nach diesem Theile des fordern Gesichts — das verlängerte Hirnmark folgt ihm zuerst, senkt sich vorwärts mit allen seinen Nerven, und erhebt endlich auch das kleine Gehirn aus dem tiefen Nacken zu einer höhern Lage in dem Schädel, und einer mehr parallelen Stellung gegen die edlern Sinnorgane des Gesichts und Gehörs. — Leichterer Uebergang der Vorstellung zur körperlichen Bewegung, grössere Theilnahme des Körpers an den geistigen Thätigkeiten, scheint mir dadurch bewirkt zu werden; — und überhaupt das Charakteristische des Genies — das Selbstgefühl, Selbstinteresse, die Wärme, welche allen seinen sinnlichen Darstellungen ein eigenes Gepräge von philosophischem Geist aufdrückt. Begeisterung, Drang von Empfindung zur idealischen Darstellung derselben, glaube ich, ist nicht möglich, ohne dieses Verhältniß des Cerebelli zu der medulla oblongata — nicht möglich in einem Menschen, dessen kleines Gehirn tief in den Nacken ohne Vorsprung, tief unter dem verlängerten Hirnmark, und entfernt von dem Gesichtssinn da liegt. Angestellte Beobachtung an Köpfen, die gewiß mit allgemeinem Zuruf Genie genennt wurden, hat mich völlig von der Richtigkeit, Wahrheit dieser Regel überzeugt, — nie habe ich deren eins gefunden, welches sich nicht durch ein frey hinaus gewölbtes Hinterhaupt, das parallel mit der Oberlippe sich in

dem Nacken hinein senkte, angekündigt hätte. Darf ich wohl auch hier aus dem alten schönen Griechenland Beyspiele holen? — Nirgends bildete wohl der Natur so einstimmig nach einem Gesetz die Kopfumrisse, nirgends die Stirne so frey liegend, der Sinnenwelt so entgegen kommend, das Hinterhaupt so thätig und wirksam, geschweift mit der höhern Lage des Cerebelli, und dem tiefen Einbug des Nackens, als unter dem griechischen Himmel — und auch nirgends war der Geist mehr mit dem genialischen Aufflug allgemein gleichsam belebet, als der des Griechen, dessen Produkte alle die Erscheinungen des Genies, der Empfänglichkeit für Kunst, für geistige Empfindungen, des warmen Dichtungsgeistes und Selbstinteresse an sich tragen. — Plato, Sokrates, Solon, Demosthenes, nicht zu nennen andere, die sich als Maler auszeichneten, — jeder derselben, wer darf es läugnen? — hatte das Gepräge des Genies in der Bildungsform des griechischen Kopfumrisses an sich tragen. —

Mit keinem Temperament verträgt sich das Genie, als mit dem Aetherischen und Melancholischen, da aus keinem der übrigen die Erfordernisse der Organisation entspringen, — der feine Aether, die lebhafte ruhige Bewegung desselben, und die höhere Lage des kleinen Gehirns — welche diese Erscheinung des menschlichen Geistes bilden können. —

Anmerkung. Das Genie ist in dem Moment seiner Erfindung jederzeit Schwärmer — Schwärmer nie möglich ohne Genie, nur durch die zu lebhafte innere Empfindung, allzu lebhaften Drang der sinnlichen Darstellung, und des zu empfindlichen Selbstgefühls zu auffliegend, zu angespannt.

Ich meyne hier nicht den moralischen, den Religions-, den apokalyptischen Schwärmer: sondern den, der seine Erfindungen mehr in Ahndungen, in dunkeln Gefühl, als deutlichen Begriffen hinstellt, sie mehr mit brennenden Farben der Einbildungskraft bemalt, als in einem leichten, geistigen Dichtungsvermögen hinstellt — Lavater ahndete, fühlte die Gesetze der menschlichen Kopfbildung — Sömmering bewieß sie. —

Sollte nicht diese seltne Art Schwärmer entstehen aus einer, fast möchte ich sagen, zu glücklichen Organisation zum Genie — nämlich aus einer allzunahen Verbindung des Cerebelli mit dem verlängerten Hirnmark? — Möglich ist hieraus zu erklären die schwärmende Empfindlichkeit, in welche jede Idee, jede Vorstellung übergeht, das Ahnden aus körperlichen Gefühlen, und die zu auffliegende Empfindung. Zu tiefes Hinsinken des kleinen Gehirns in den Nacken, bringt Kälte, Unempfindlichkeit, Nichtbemerkung zuwege — sollte nicht das entgegengesetzte Extrem dieser Organisation, auch das entgegengesetzte Extrem in Rücksicht auf geistige Empfindung hervorbringen? —

Zweyter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Fähigkeiten der Köpfe zu Künsten.

So genau alle Künste gleichsam mit einander verschwistert sind; alle in vertraulichen Umarmungen, einerley Empfindungen und harmonische Gefühle gegen einander ergießen: so scheint doch jede einen eigenen Zauberkelch ihrem Liebling zu reichen, mit eigenen schmeichelnden Tönen die Herzen zu fesseln, und zu ihrer Sympathie anzulocken. — Tonbildende — Dichtkunst, jede bauet sich einen eigenen Tempel auf, einen eigenen Altar, wo man ihr opfert — keine scheint mit der andern zugleich in einem Herzen zu wohnen und Empfindung theilen zu können. —

Eine wichtige Frage ist es? worin diese Disharmonie bestehet, woher die Erscheinung kommt, daß selten Tonkünstler und Maler — Bildhauer und Dichter in einem Menschen zugleich, noch weniger alle in ihm vereiniget scheinen? warum der Mensch nur für eine derselben Gefühl, Anlage, Talent haben, nur in einer derselben seine Empfindungen darstellen kann? —

Unser erstes Augenmerk bey Beantwortung dieser Fragen muß auf die Untersuchung des Wesens jeder Kunst selbst gerichtet seyn, und das zweyte erst dann auf den Menschen, wenn wir aus den Resultaten dieser Untersuchung, Folgerungen auf seine Organisation zur Kunstanlage ziehen können.

Zweytes Kapitel.

Untersuchung und Möglichkeit eines Farbenklaviers.

Die ganze Körperwelt ist für uns ohne Erfahrung des Gefühls blos ein buntes vorübergehendes Gemälde, Schatten und Licht, — in den ersten Augenblicken des menschlichen Erwachens unharmonisch, ohne Einheit, chaotisch. Der Körper liegt außerhalb des Gesichtssinns, für ihn ist allein die Oberfläche des Körpers, und nicht einmal diese, sondern nur das Licht und der Schatten, der ihn einhüllt, erkennbar. Für dem, der ohne Sinn des Gefühls geboren wäre, würde nie eine Körperwelt da seyn, nur alles Gemälde: er würde eben so wenig Begriffe von Ort, Ausdehnung, Raum haben können, als der Blindgeborne Begriffe von Schatten und Licht, Vorstellungen der Zeit und des Nebeneinanderseyns. Angewöhnung, öftere unbewußte Vergleichung der Ideen des Raums und der Zeit täuscht uns endlich mit der Verwechselung

der Sinne selbst für diese Begriffe bestimmt — läßt uns, mittelst der gemachten Erfahrung des Gefühls von der Existenz des Körpers bey dem Schein des Lichts und Schattens, auch mit dem Auge, Ausdehnung, Raum, Ort erkennen. Zwischen Körper und Zeit, zwischen dem Begrif des zugleich Ineinanderseyns und der Aufeinanderfolge, scheint noch ein medium zu seyn, welches den Uebergang von einer zu der andern macht, der Begrif des Nebeneinanderseyns — eine Erscheinung hervorgebracht durch das Würken des Lichtstrahls auf das organisirte Auge, — eine Aufeinanderfolge, die mittelst der möglichsten geschwindesten Reihe von Zeittheilchen, ein Zugleich — ein Nebeneinanderseyn wird. Lichtstrahl wirkt geschwinder, als Luft, Schall, Bewegung — Durch dieses geschwindere Wirken der Eindrücke kommt die Seele außer Stand, die unmerklichern Zwischenräume und Intervalle des folgenden und vorhergehenden Eindrucks zu erkennen, und daher in die Verlegenheit des Anerkennens als zugleich Nebeneinanderseyend.

Täglich erfahren wir diese Täuschung: — das Herumschwingen einer glühenden Kohle in einem Zirkelkreis nach einer gewissen Geschwindigkeit bildet einen ununterbrochenen Zirkel, ob sie gleich in jedem Zeittheilchen nur in einem Orttheilchen existirt. Nie würde für unser Ohr ein vollstimmi-

ges Konzert möglich seyn, wenn die kleinsten unmerklichen Zwischenräume der Zeittheilchen von der Seele bemerkt würden; — denn so einstimmig in einem Moment zugleich alle Instrumente angeschlagen werden, so gelangt doch jeder Ton des einzeln Instruments, nach seiner Höhe, Tiefe, Intension, und der daher entstehenden geschwindern Luftschwingung, eher zu dem Gehörwerkzeug, als ein anderer eines andern Instruments, das in einem höhern oder tiefern Akkord spielt. — Die Seele setzt aber diese geschwinde Aufeinanderfolge, deren Intervalle ihr nicht zur Apperception kommen, in ein Zugleich-Nebeneinanderseyn in dem Einklang eines Konzerts zusammen. Je mehr sich diese kleinen Zwischenräume verkürzen, und sich gleichsam in einander verlieren: — desto mehr Vergnügen fühlt das geistige Wesen, weil dadurch die Empfindungen deutlicher, bestimmter und nicht verworren werden. — Daher entsteht das höhere Vergnügen bey einem Konzert, von weiten in einer gewissen Entfernung zugehört, weil, je weitern Raum die Luftschwingungen durchlaufen, sie dann stufenweis abnehmen, und die momentanen Intervalle kürzer werden. Dieses Zugleich-Hören liegt nicht, wie die Physiker glaubten, und worüber sie so viele Hypothesen machten, in der Elastizität, der Empfänglichkeit der Luft für mehrere Schwingungen zugleich, sondern allein in den Gesetzen, nach welchen jeder Eindruck folgen

muß, um einzeln in der Aufeinanderfolge empfunden zu werden.

Diese nur in einzelnen Fällen mögliche Täuschung des Gehörsinns, wird allgemeines Gesetz für das Gesicht, weil Lichtstrahl geschwinder wirkt, als Luft — und durch dieses geschwindere Wirken die Aufeinanderfolge sich noch mehr in ein Nebeneinanderseyn verliert. Dieses ist also blos eine Aufeinanderfolge von Eindrücken, deren Zwischenmomente die kleinsten sind. — Wie nach Verhältniß der Höhe, Tiefe, Stärke u. s. w. die Folge und Reihe der Töne verschieden geschwind seyn kann: so kann auch die Folge der Lichtstrahlen nach ihren möglichen Brechungen mehr oder weniger zum Nebeneinanderseyn werden. Eine Reihe hoher Töne scheint in geschwinderer Aufeinanderfolge, als die von tiefen Tönen: — eben so scheint auch die helle Farbe fester, bestimmter, als die dunkle, schwarze: das heißt, mehr in ein Zugleichnebeneinanderseyn. Nach diesen Gesetzen, die zwischen Gesicht und Gehör harmonisch statt finden, wäre wohl leicht eine Uhr zu denken, die, statt des Zuzählens, durch Farben die frühere oder spätere Zeit ankündigte. Wie jene mit jeder Stunde einen Ton mehr oder weniger anschlägt; so müßte diese mit jeder Stunde zu einer dunklern oder hellern Farbe übergehen: weil der Eindruck der hellen Farbe geschwin-

der und kürzer scheint, gleich dem wenigern Angeben der Uhr der Einheiten, — und hingegen der Eindruck der dunkeln länger, gleich dem mehrern Anschlagen. Die helleste Farbe würde die Frühe — die dunkelste das Späte der Zeit ankündigen — und die möglichen Uebergänge einer Farbe zur andern die Minuten, welche zwischen jeder Stunde inne liegen. Gewiß ist durch dieses dunkle Gefühl der Harmonie des Gehörs und des Gesichtssinns zuerst die Einrichtung der Abmessung der Zeit durch Uhren entstanden, daß diese, nach dem wechselnden Uebergang des Tags von Schatten zum Licht, von Hellen zum Dunkel, auch diese Uebergänge durch wechselndes kürzers oder längers Anschlagen der Einheiten angeben. Ein Mensch ohne Gehör würde eben so genau nach dieser Farbenuhr das Frühe oder Späte der Zeit vergleichen lernen, sie darnach abmessen, und eben so genau angeben können, als ein Hörender nach dem Minutenanschlagen einer Uhr. Das Verhältniß der Töne für das Ohr — ist für das Auge das Verhältniß der Farben: — jeder Ton hat eine harmonische Farbe, jede Tonreihe ein harmonisches Nebeneinanderseyn von Farben. Höhe und Tiefe des Tons ist homogen mit dem Licht und Schatten, hellen und dunkel: — die verschiedenen Uebergänge und Modifikazionen derselben mit den verschiedenen Far-

Farben *). Durch die Bemerkung dieser Uebereinstimmung, des Tons und der Farbe, scheint Pater Kastel zuerst seine Idee zu dem Farbenklavier genommen, und die Ausführung desselben mit dem Tonklavier gleich möglich gedacht zu haben. — Der erste Gedanke zu dieser Erfindung einer neuen Kunst machte in jedem Kopfe nicht weniger Sensation, als der Erfolg, der wenig den Hofnungen und dem Versprechen seines Erfinders entsprach. Man baute sogleich Hypothesen auf, holte Beweise bald aus der verschiedenen Wirkungsart des Lichts und der Luft, bald aus der innern Empfindungsweise der Seele selbst, um zur Beschämung des Pater Kastells, fern von Erfahrung, die Unmöglichkeit eines gleichen Erfolgs der Farben mit den Tönen auf die Erweckung der Empfindung darzuthun. Der einzige Fehler, den man hier beging, war der Fehler der Uebereilung, — daß man, ohne angestellte Prüfung der Einrichtung des Farbenklaviers selbst, der möglich besten Ausführung dieser Idee — von dem fehlgeschlagenen gleich auf die ganze Unmöglichkeit schloß.

Nur auf doppelte Art mußte die ganze Einwirkung des Farbenklaviers auf Empfindung wegfallen: 1) durch die gleiche Behandlungsart der Farbe

*) Il y a sept couleurs primitives, comme sept tons dans la musique. Ces tons et ces couleurs sont susceptibles de nuances et de degradations.

S. *Memoires* de *Trevoux*.

Bayerische Staatsbibliothek München

mit dem Ton, ohne genommene Rücksicht auf die Gesetze des Gesichts und Gehörsinns. 2) Auf die wenige — oder ungeschickte mögliche Uebertragung der Darstellungsart der Töne auf die Farbendarstellung. —

Der Gesichtssinn ist weit lebhafter als der des Gehörs, — für jenen erfolgt, mittelst der größern Geschwindigkeit des Lichtstrahls vor der Luftschwingung, ein ganz andres Gesetz als für diesen; für jenen das Gesetz des Nebeneinanderseyns, für diesen das der Aufeinanderfolge. — Es ist nichts natürlicher, als daß, da jede fortdauernde Empfindung nur in an einander sich schließenden Zeittheilchen existiren kann, ruhen auf Momenten, zwischen deren Intervallen keine Unterbrechung statt findet, — als daß, sage ich, auch ihre sinnliche Darstellungen, wenn ihre Zurückwirkung gleiche Empfindung erwecken soll, der Seele eben so harmonische, so genau verbundene Zeiteindrücke vorhalten, und daher diese Darstellung selbst, mittelst der verschiedenen Gesetze der Sinne, verschieden seyn müsse. Eine Empfindung in Tonreihen dargestellt, würde nie wieder erwachen, wenn alle Töne, die sie erwecken können, in einem Moment in einem Zugleichseyn angeschlagen würden, nicht in der Aufeinanderfolge, für welche allein das Gehör empfänglich ist: eben so wenig aber auch diese, in Farben dargestellt, durch den Gesichtssinn Wirkung thun, weil das Gesetz desselben auf dem Nebeneinanderseyn beruhet. Dort

würde alles zusammenfließen, ein verworrenes Tongeräusch seyn — hier lange unterbrochene Intervalle — hier eben so wenig Harmonie und Melodie, als dort Statt finden; — weil der Gesichtssinn geschwinder wirkt als das Gehör, jenes in geschwinderer Aufeinanderfolge, dem Nebeneinanderseyn, dieses in langsamerer. In einem Moment ist der Lichtstrahl zehnmal geschwinder als die Luftschwingung in mehrern, die Thätigkeit des Gesichts viel wirksamer, als die des Gehörs; weil das Licht erstlich selbst geschwinder wirkt, als die Luftmaterie, und zweytens auch bestimmter als diese, wo noch lange Nachschwingung und in dem Ohr Nachklang zurückbleibt *). Ich weiß daher nicht, wie Moses Mendelssohn **), zur Widerlegung der Möglichkeit eines Farbenklaviers, den Beweis darauf bauen konnte, daß wir in einerley Zeit weit mehr Töne als Farben unterscheiden können, daß eine Farbe sich noch eine Zeitlang im Auge erhält, wenn wir die Augen gleich verschlossen haben, daß sich also in einer Farbenmelodie der Eindruck, den die vorhergegangenen Farben hinter sich gelassen, mit dem gegenwärtigen vermischen, und eine ganz andre Wirkung hervorbringen müsse, als man verlangte. — Wahr

*) *Traité des Sens. par M. Le Cat.* La lumiere est donc un million de fois plus subtile, plus serrée, que l'air, qui fait le son.

**) Philosophische Schriften. 1. Th. 160.

ist dieses wohl, wenn man die Farben in der Aufeinanderfolge annimmt; weil hier nicht die Selbstthätigkeit des Auges, durch das Vorüberziehen derselben, so frey ist, zweytens der Uebergang von einer zur andern nicht so geschwind, und durch die Anstrengung, jede einzelne Farbe zu fassen, welche desto größer seyn muß, je langsamer eine der andern folgt, je weniger in Verbindung sie mit der folgenden und vorhergehenden ist, auch die Farbe sich desto länger im Auge erhalten müsse. — Es könnte daher wohl kein größerer Fehler bey der Ausführung des Farbenklaviers vorgehen, — als das Gesetz des Gehörsinns auf das Gesicht anzuwenden, Farben in Aufeinanderfolge zu setzen, sie vor dem Auge in Bewegung vorüberschweben zu lassen, da sie feststehend, bleibend, in Nebeneinanderseyn seyn sollten. Melodie, Harmonie, welche ein Zeittheilchen sich in das andre gleichsam verlieren läßt, war hier nicht möglich; sondern alles war Unterbrechung durch die längsten Intervalle, — ein täuschendes Spiel, unangenehm für die Selbstthätigkeit des Auges. — Ein hoher überhangender Felsen mit schroffen Steinklippen, würde er wohl Empfindungen des Fürchterlichen, des Starken erregen können, wenn der Schatten, der auf dessen Oberfläche so schauerlich umherschwebt, theilweise dem Auge vorüberzöge? — Das mannichfaltige Farbenspiel eines hingestreckten Gefildes den Liebenden in Hofnung seiner Liebe hin-

schmachten lassen, wenn es dem Auge einzeln in Aufeinanderfolge gezeigt würde? — gewiß eben so wenig, so wenig ein Adagio auf dem Tonklaviere möglich wäre, wenn seine Töne in zu langsamer Aufeinanderfolge angeschlagen würden. Dort muß alles in der geschwindesten Aufeinanderfolge, dem Nebeneinanderseyn, — hier in langsamerer Zeitreihe hinschweben. — Viele Weltweise haben aus der Unmöglichkeit der Farbenbewegung als Aufeinanderfolge, die ganze Unmöglichkeit der Einwirkung des Farbenklaviers auf Empfindung geschlossen: — ich würde aber gerade hieraus die Möglichkeit beweisen, weil das feste ruhende in Nebeneinanderseyn der Farben mit dem Gesetz des Gesichtssinns harmonischer ist. —

Je mehr sich die Aufeinanderfolge von dem Nebeneinanderseyn entfernt, desto mehr ist auf dem Farbenklavier entfernt alle möglich gedenkbare Erweckung der Empfindung: ein Farbenadagio, dessen Möglichkeit Herr Prof. Heydenreich aus der Mendelssohnischen Widerlegung des Farbenklaviers ahnden will; daher desto unmöglicher, je mehr hier aus den längern Intervallen Unterbrechung Einheit werder müßte, nie aber Harmonie, Einklang, und melodischer Fortgang. „Diese Bemerkung, heißt es *), verdient vorzüglich Einschärfung, weil mehrere Welt-

*) System der Aesthetik. 6. Betr.

„weise die Idee des Farbenklaviers dadurch allein „hinlänglich widerlegt glaubten, daß sie zeigten, der „Gesichtssinn könne eine Reihe Farben, die auch „nur mit mäßiger Geschwindigkeit dem Auge vorü„bergeführt würde, nicht distinkt fassen. Allein die„ses zugegeben, wie es denn zugegeben werden muß, „so könnte | nach dieser Bemerkung doch Compo„sitionen von Farben, in sehr langsamen Tempo „vorgetragen, gleichsam Farbenadagios, die „Wirkungen ähnlicher Tonstücke hervorbringen.“ — Aus der unmöglichen Einwirkung der Farbenaufeinanderfolge auf Empfindung, welches durch die Disharmonie mit dem Gesetz des Lichtstrahls entsteht, ist aber überhaupt noch nicht die Unmöglichkeit des Farbenklaviers selbst bewiesen, der sinnlichen Darstellung einer Empfindung auf demselben, welche der des Tonklaviers nicht entspräche. Soll freylich die Idee des Farbenklaviers ganz nach der Einrichtung des Tonklaviers, auch in der Aufeinanderfolge, ausgeführt werden, so bedarf es keines Beweises mehr wider die gänzliche Unmöglichkeit desselben. Ich glaube aber, daß ein solcher eigensinniger Gedanke nicht einmal in irgend einem Kopfe entstehen konnte, eben so wenig, als daß durch die Einrichtung des Farbenklaviers nach dem Gesichtssinn, durch die Abweichung von der des Tonklaviers diese Erfindung etwas an ihrem Werthe, Neuheit und Aehnlichkeit mit dem Tonklavier selbst verlieren könnte. —

Nach bewiesener Nothwendigkeit der Existenz der Farben im Nebeneinanderseyn — fragt es sich nun, ob eine solche Farbendarstellung auf Empfindung wirken und mit ihr harmoniren könne? — Hr. Prof. Heydenreich sucht eben hiervon seinen Beweis wider die mögliche Empfindungsdarstellung in Farben zu abstrahiren *): „Wichtiger und entschei„dender für das Ganze, sagt er, ist die Bemerkung, „daß die Form der Farben der Raum, und keines„weges die Zeit ist. Wann nun Gefühle und Leiden„schaften nur durch solche Zeichen kopiert werden „können, welche mit ihnen dieselbe Form, die Zeit „haben, so sind Zusammensetzungen von Farben „den Gefühl- und Leidenschaftzuständen des Men„schen nicht nur nicht angemessen, sondern sie sind „im Ganzen gegen sie völlig heterogen.“

Mich dünkt, daß dieser Beweis mehr aus einer gewissen täuschenden Verwechselung des Gefühls und Gesichtssinns hervorgegangen ist, wodurch die Existenz der Farben mehr körperlich im Raum, als in der Zeit, diesem Weltweisen erschien. Ton und Farbe, beyde haben ihre Existenz in der Zeit, beyde wirken in der Aufeinanderfolge der Zeit, ganz entfernt vom körperlichen Gefühl, nur verschieden nach dem Grade der Bewegung und Geschwindigkeit, mittelst welcher die Farben neben, die Töne hinge- gen nach einander auftreten. Der Gesichtssinn

*) an d. angef. Orte.

erkennt eben so wenig Raum, Körper, Ausdehnung, als das Gefühl Lichtfläche, Farbe und Schatten. Der Heydenreich'sche Beweis müßte also bloß sich dahin einschränken: — daß Zusammensetzungen von Farben gegen die Empfindungen deswegen heterogen und ihnen nicht angemessen sind, weil sie in Neben-einanderseyn — geschwinderer Aufeinanderfolge der Zeit, als die Töne, — existiren: — ein Satz, der freylich nun erst selbst müßte bewiesen und durch Erfahrung bestätiget werden. Alles käme also darauf an, auszumachen, — in welchem Grade der Geschwindigkeit das Empfinden vor sich gehen, existiren und fortdauern könne; mit welchem Grade der Aufeinanderfolge es gänzlich aufhöre, mit welchem Punkte, wo Aufeinanderfolge zum Nebeneinanderseyn wird, die Erweckung der Empfindung durch sinnliche Darstellung unvereinbar sey?

„Die rothe Farbe," sagte jener Blindgebohrne, da er das Gesicht wieder bekam, „nun begreife ich sie, sie ist wie der Schall einer Trompete." Gemeiniglich lacht man über diese auffallende Antwort: — mir scheint sie aber mehr Ernst zu verdienen, mir scheint sie ein natürlicher Ausbruch der wahren Empfindung der Gleichartigkeit des Trompetenschalls und der rothen Farbe zu seyn. Der schmetternde Trompetenton dringt vielleicht in eben den abgestoßenen Zeiteindrücken auf das Gehör ein, als die brennende rothe Farbe auf das Auge, beyde in gleichen Zeit-

momenten, deren gleiche Existenz und Verhältniß der aufmerksamere Blindgebohrne durch seine Empfindung leicht bemerken, und daher auch als ähnlich in Worten darstellen konnte. Mehr als alles, glaube ich, bestätiget überhaupt diese Antwort die Uebereinstimmung der Farben und der Töne, die Erweckung der nämlichen Empfindung durch Ton und Farbenausdruck, und die Homogenität der Empfindung, der leidenschaftlichen Zustände des Menschen mit den sie kopirenden Zeichen der Zeit, der Aufeinanderfolge und des Nebeneinanderseyns.

Uebrigens wüßte ich aber auch nicht, was die Ursache der Empfindung des Menschen seyn sollte, der bey aufsteigendem heitern Morgenroth zu fröhlichen Hofnungen der Zukunft aufwacht; oder bey dem Anblick eines fernen düstern Bergwaldes in melancholischen Trübsinn und Ahndung hinsinkt: warum der Liebende sich so gern in die Schatten des einsamen Wäldchens verliert; der Traurende seinen Körper in das schwarze Gewand einhüllt, und der Fröhliche sein Auge an lichten hellen Farben spiegelt: — wenn die Leidenschaft des Menschen nicht an Farben Nahrung, Zurückerinnerung fände, wenn die Empfindung nicht eben so wohl auf Zeittheilchen des Nebeneinanderseyns, als der Aufeinanderfolge schweben könnte. Die Natur scheint wirklich der Empfindung des Menschen mehr durch Farben Nahrung zu geben, — und hingegen die Kunst ihr durch Töne: diese scheint

den Menschen gleichsam mit sich fortzuziehen, seiner Empfindung längere Existenz geben zu wollen: jene aber ihn plötzlich zu überraschen, und durch diese plötzliche momentane Ueberraschung sein Gefühl zu einer höhern Intension spannen zu wollen. — Der Beweis des Hrn. Prof. Heydenreichs verliert wirklich durch diese Erfahrungen seine Gültigkeit: denn

1) hat die Farbe eben so wohl ihre Existenz in der Zeit als der Ton, und daher ist die Empfindung mit beyden homogen.

2) verhindert die Existenz der Farben in der Zeit des Nebeneinanderseyns, oder die Form derselben des Raums, — nach Heydenreich, keineswegs die Erweckung der Leidenschaft, und daher können also Gefühle —

eben so wohl durch Farben als Töne kopiert werden, eben so wohl durch das Farbenklavier in Nebeneinanderseyn, als dem Tonklavier in der Aufeinanderfolge.

Jedes Zeittheilchen als Ton hat gewisse Gränzen seiner Existenz. Durch diese mittelst des Gehörs bestimmbare mögliche, kürzere oder längere Dauer, kann daher eine Reihe von Tönen abgemessen und in Takt gebracht werden. Die Existenz derselben beruhet auf der Empfindung, welche dargestellt werden soll, ob sie fröhlich, freudig, — oder schmach-

tend, zärtlich, melancholisch ist. Es entsteht daher die Frage: wie jeder Farbe ihre Existenz in Neben-einanderseyn nach der Empfindung abzumessen und zu bestimmen sey? — Blos lange Streifen, mit Far-ben bemahlt, nach einandergesetzt — was ist wohl lächerlicher, als dadurch Empfindungen mahlen, kopieren zu wollen? Die Wirkung könnte hier nicht besser seyn, als wenn ein Knabe jede Note einer Arie mit dem Bogen auf der Violine längst herunter striche, bey jeder neuen Note den Bogen eben wieder ansetzte, und so einen Ton dem andern in langen Heruntertönen folgen ließe. Hier würde eben so wenig Harmonie und Melodie, als bey den langen Farbenstreifen statt finden können. Ein einzelner Ton nach seiner Höhe und Tiefe scheint mit der Dar-stellung einer Farbe in einer kleinern oder größern Zirkelform zu harmoniren. Jener ist so in sich selbst vollendet, selbst vor sich bestehend als diese, scheint eben so wieder in sich aufzuhören, als die Form eines Zirkels. Diese in sich selbst Vollendung des Tons hört aber auf, wenn er mit mehrern Tönen in Verbindung und Aufeinanderfolge kommt: sie wird gleichsam eine Bewegung, die zu den folgenden hineilt, um da ihre Existenz zu verlängern. Die Farbe in der runden Zirkelform, als conforme Dar-stellung des Zeittheilchens mit dem einzeln Tone, muß also eben so wohl ihre in sich Vollendung verlieren durch Verbindung mehrerer Farben, die die Em-

pfindung bilden sollen. Eine Farbe muß daher zu der andern aufdämmern, und Licht und Schatten auf ihnen, wie auf der Oberfläche des Wassers, in Wellenform hinschweben. — Dieses sollen blos Beyspiele seyn zu der Bestimmung des Gesetzes, daß das Farbenklavier, um auf Empfindung zu wirken, die Farben eben so in ihrer Existenz bestimmen müsse, als das Tonklavier seine Töne, — und daß dort eben so wohl als hier Abmessung, Takt Statt finden könne. —

Bloßes Hintragen der Farben auf das Klavier, ohne Schatten, müßte endlich für Empfindung eben so unvollendet bleiben, als ein Ton, dessen Schwingungen nicht zu- und abnähmen. Dieser würde für das Ohr eben so hart, so empfindlich, so unangenehm seyn, als für das Auge der gleiche Hinfluß von Farbe. — Schatten und Licht muß also selbst auf dem Farbenklavier abwechseln, wie auf dem Tonklavier die Aufdämmerung der Luftschwingung. Ich sollte vermuthen, daß man durch Versuche wohl endlich zu der besten Vollendung eines Farbenklaviers, ganz entsprechend der Hofnung seines ersten Erfinders, gelangen könnte, dasjenige finden, was dem Tonklavier den anziehenden Reiz giebt, Harmonie und Melodie, deren Materialien in der Farbenzusammensetzung Herr Prof. Heydenreich wohl mit Unrecht bezweifelt.

„Das Auge ist nur Wegweiser, nur die Ver„nunft der Hand; die Hand allein giebt Formen „Begriffe dessen was sie bedeuten, was in ihnen „wohnet.“ Herder *) führt dieses an als Beweisgrund der wenigen Wirkung, welche das Kastell'sche Farbenklavier auf das Auge that. — „Mich „dünkt, sagt er, P. Kastells Farbenklavier hat „gnug gezeigt, was eine schöne Kunst von Farben „fürs Gesicht sey, und was sie für Wirkung thue? „Es sind viele falsche oder Halbgründe angeführt, „warum diese Kunst nicht gelang? Der wahre, „wenigstens der natürlichste ist der, daß das Gesicht „ohne Beytrag wesentlicherer Sinne nur eine Licht„und Farbentafel, mithin das flachste gedankenloseste „Vergnügen gewähre. Ein Schaugeschöpf ohne „Hände, ohne Gefühl von Formen und was sich „durch Formen äußert; kurz, ein Vogelkopf kann „sich daran erbauen; niemand anders. Auch in „der Malerey müssen Formen der Dinge die Grund„züge, die Substanz der Kunst werden; nur wie sie „das Licht zeigt, bindet und bestrahlet. Da nun „Formen aus einem andern Sinne sind, so muß ja „dieser Sinn auch empfängig seyn der Begriffe des „Schönen, weil ja selbst der hellste Sinn ohne ihn „nichts vermag. Das Auge ist nur Wegweiser, „nur die Vernunft der Hand; die Hand allein giebt

*) Plastik. Einige Wahrnehmungen über Form und Gestalt u. s. w. III. Abschn.

„Formen, Begriffe dessen, was sie bedeuten, was „in ihnen wohnet. Der Blinde, selbst der Blind„geborne Bildner wäre ein schlechter Mahler, aber „im Bilden giebt er dem Sehenden nicht nach, und „müßte ihn, gleich gegen gleich gesetzt, wahrschein„lich übertreffen. — Aber Hogarths Linie der „Schönheit? — Diese Linie der Schönheit mit Al„lem, was daraus gemacht ist, sagt nichts, wenn „sie nicht in Formen und also dem Gefühl erscheinet.“ — Darf ich hier wohl eine Widerlegung wagen, da sie so leicht ist? —

Drittes Kapitel.

Fortsetzung.

Hogarth zeigte alles, was man nur von Schönheit sagen kann, — das Ideal der Schönheit an dem einfachen Umriß der Wellenlinie. — Auf welchen Gesetzen beruhet aber das eigentliche Schöne dieser Linie? — Liegen sie in dem Innern des geistigen Wesens, oder sind sie bloß willkührliche Erscheinungen der Körperwelt? —

„Das erste Gesetz, die erste Vollendung des „menschlichen Geistes ist kein gedenkbarer Punkt „von Stillstand, Ruhe, sondern ununterbrochene „ins Unendliche fortgehende Thätigkeit.“ Hierinnen liegt zum Theil schon die ganze Beantwortung der obigen Frage, und die gründlichste philosophi-

sche Untersuchung der Schönheit. Der Körper, auf dem für die Seele unendliche Thätigkeit umherschwebt, mußte für sie der angenehmste, der schönste; der hingegen, dessen Umkreiß von einer unvermögenden Einfachheit eingeschlossen ist, der unangenehmste, der häßlichste seyn.

So wohl in Bezug auf geistige Thätigkeit als Schönheit folgt eine nähere zweite Zergliederung: die größte möglichste Mannichfaltigkeit vereint mit dem größten möglichsten Einklang: als das letzte vollendende Gesetz des Schönen, und die Linie nach dieser Vollendung gezeichnet, als das Ideal der höchsten körperlichen Schönheit.

Beydes einzeln genommen, ist Herabfall zum Häßlichen: die größte Mannichfaltigkeit würde das geistige Wesen, wie auf einem tobenden Meer von Welle zu Welle gegen Klippe schleudern: der größte Einklang hingegen sie von einem Punkte zum andern mit der größten Ermüdung fortziehn. Nur beydes in eins vereiniget konnte das sanfte Hinwallen der Wellenlinie — Mannichfaltigkeit mit Einklang, — Einklang mit Mannichfaltigkeit hervorbringen.

In Zahlen ausgedrückt könnte seyn das möglichste Mannichfaltige der Uebergang eines Punktes, einer Einheit zur andern ohne Zwischenpunkte, Zwischeneinheiten, wie 1—2. — Der größte Einklang hingegen der Uebergang einer Einheit zur andern durch alle mögliche zwischen inneliegende Punkte,

mittelst zehn = sechszehntheiliger und noch größerer Brüche. — Das Ideal der Schönheit, durch diese beyden vereinten hervorgebracht, könnte seyn der Uebergang einer Zahl zur andern durch Zwischenpunkte, welche eine Einheit nicht schroff zur andern herabfallen, noch sie durch alle mögliche Uebergänge zur andern sich fortschleppen ließe.

Anwendung dieser Gesetze auf körperliche Oberfläche erzeugt die Vollendung der Hogarth'schen Wellenlinie, den mannichfaltigsten harmonischen Umriß. Jede merkliche oder unmerkliche Abweichung von einem dieser zwey Gesetze entwickelt die falschen Propheten der Schönheit, — die von der Wellenform abweichenden Linien.

Der Zirkel, die Kugellinie ⊙ verbindet die größte Einheit, den größten Einklang ohne Mannichfaltigkeit, zu viel Allmähligkeit, zu viel Zwischenpunkte, die sie durchläuft, ehe sie zu einer andern Einheit übergeht. Ermüdung, Unvermögen ist sie daher, einschläfernd für die Thätigkeit des geistigen Weesens. Nimmer können zusammengesetzte Ausschnitte des Zirkels fortgehende Schönheitslinie werden. —

Die größte Mannichfaltigkeit ohne Einklang, als Linie dargestellt, scheint in dem Zickzack ᴎᴎ zu ruhen. Eine Einheit als Linie geht gebrochen ohne Zwischenpunkte zu der andern über.

Die

Die Einform des Zirkels — die Mannichfaltigkeit des Zickzacks, in eins vereiniget, erzeugt die Linie, die das Gepräge des geistigen Wesens an sich trägt. Durch dieses dehnt sich der Zirkel aus, läuft weniger Zwischenpunkte durch: und dieses bekommt durch den Zirkel mehr Einklang und Einheit. Dem sinnlichen Gefühl ist diese Wellenlinie ein sanftes Auf- und Abwogen des Körpers, ein sanftes Hingleiten eines Punkts zum andern: für das Auge Aufdämmerung von Licht und Schatten, unbemerkbares harmonisches, abwechselndes Ineinanderschmelzen.

Die Täuschung des Lebens, des thätigen Hinwallens dieser Linie, das Einwiegen des Geistes durch das wellenförmige Aufdämmern ist der angenehmste Zuwachs der Schönheit, allein bey dieser Linie möglich. Die Reihe Zeittheilchen, auf welcher das geistige Wesen bey dieser Linie hinschlüpft, ist so sanft, so ununterbrochen ohne Anstoß fortgehend, daß die Seele sich gleichsam selbst vergißt, und ihre Thätigkeit, die sie durch das über den hinwallenden Schatten hingleitende Auge durchgeht, auf die Wellenlinie gleichsam hinlegt, und lebende Fortbewegung auf ihr hinzaubert. Wie vor dem Schiffer auf der stillen Abendsee das ruhige Gestade zu fliehn scheint, so scheint auch der Schatten auf der Schlangenlinie dem Auge entfliehen zu wollen.

„Aber Hogarths Linie der Schönheit?“ sagt Herder, „diese Linie der Schönheit mit allem, was „daraus gemacht ist, sagt nichts, wenn sie nicht in „Formen, und also dem Gefühl erscheint. Kritzelt „auf die Fläche zehntausend Reiz- und Schönheits„linien hin, sind sie an keiner Form, und also in „keiner Bedeutung, so thun sie dem Auge um ein „klein wenig mehr wohl, als jedes Kindergewirre. „Und wenn sie auch nur an Schnürbrust oder Topf „erscheinen, so erscheinen sie doch an Etwas: also „einem andern Sinne, also ursprünglich nicht dem „Auge.“ Die Linie selbst, da ihre Schönheit ganz allein auf den Gesetzen des geistigen Wesens beruhet, sollte doch vom Körper abstrahirt, noch immer schön bleiben, eben so als am Körper, denn ihr Wesen bleibt ja unverändert? — Ganz natürlich muß für das Auge das Reizende dieser Linie wegfallen, wenn sie für das tastende Gefühl auf das Papier hingezeichnet wird. Das Auge will Licht und Schatten, das Auge will Hogarths Linie der Schönheit, als in sanfter, geschwinder, abwechselnder Aufdämmerung des Lichts und Schattens sehen, — nicht aber als körperlich auf dem Papier in auf- und abgezogener Ausdehnung. Kann denn also wohl das Auge an einer bloßen Linie, mit der Reisfeder hingezeichnet, Vergnügen finden, wo kein Schatten, kein Licht ist, blos verschiedene Wendungen, deren Schönheit das Gefühl empfinden

kann? — Nicht Körper, nicht Schnürbrust, nicht Topf, wie Herder sagt, giebt dieser Linie Schönheit, nicht sie als abstrakt auf das Papier hingezeichnet, ist dem Auge gleichgültig, sondern als körperlicher fühlender Umriß, für das Auge dargestellt, aufdämmernd in Licht und Schatten, ohne Topf, ohne Schnürbrust, ganz abstrakt bleibt sie dem Auge immer das, was sie seyn kann und muß, Linie der Schönheit. Tonkunst kann sich daher dieser Linie eben so erfreuen, als sich derselben erfreuen kann das Auge, in einer Reihe von Farben nach dem Gesetz der Schönheit geordnet: — so wenig auch Ton und Farbe, als Zeitbegrif am Körper existiren, als körperlich dargestellt werden können. Um so mehr muß in der Tonkunst Hogarths Wellenlinie Schönheit haben, da die Täuschung, welche sie in der Malerey für das Auge durch den Schein des Fortbewegens hat, hier Wirklichkeit ist, und das geistige Wesen hier wirklich auf den Tönen gleichsam forttönt. — Herders feiner Scharfsinn wurde hier durch zu genauen Anblick der Wellenknie, von Hogarth mit der Reisfeder als körperlich dargestellt, getäuscht, durch die Gleichgültigkeit seines Auges für diesen sinnlichen, tastenden Umriß irre geführt zu der Läugnung der abstrakten Schönheit selbst. —

Das Gesetz, nach welchem der Maler die Wellenlinie bildet, ist das nämliche für den Tonkünstler,

größte möglichste Mannichfaltigkeit mit harmonischem Einklang. Kein Instrument ist so ganz für die Wellentöne gestimmt, als die Flöte; hier ist alles sanft fortfließend, wie die Linie selbst, die auf ihr hervorgebracht wird. Blasende Instrumente scheinen überhaupt zu Erweckung stiller, sanfter, hinschmachtender Empfindungen geschickter, als Saiteninstrumente, deren Töne härter, bestimmter, elastischer und durchdringender sind.

Viertes Kapitel.

Bestimmung der verschiedenen Organisation des Malers, Tonkünstlers, Bildhauers, Dichters.

Wir kommen nun zur nähern charakteristischen Bestimmung der Organisation des Bildhauers, Malers, Tonkünstlers, zu den Naturanlagen, welche jeden zu seiner Kunst zu bestimmen scheinen. — So allgemein Empfindung jedem Menschen zukommt, so sind doch besonders lebhaft in dem Maler, Tonkünstler, Bildhauer, die Empfindungen der Aesthetik des Schönen, Erhabenen, Edlen, Großen, und sie durch diese Lebhaftigkeit einer höhern Begeisterung fähig, einer Spannung, die innern Gefühle sinnlich außer sich darzustellen. Der gemeinschaftliche Charakter also des Künstlers überhaupt ist feines, reizbares, empfängliches Nervensystem.

Die Malerey sowohl, als die Tonkunst, hat es mit Zeitbegriffen zu thun, jene mit denen, die durch das Astge, diese mit solchen, die durch das Gehör eingehen. Ein näherer mehr charakteristischer Unterschied und Bestimmung zu diesen Künsten liegt daher bey dem Maler in der Organisation seines Auges, — bey dem Tonkünstler in der des Gehörsinnes. Dieser muß ein eigenes, bestimmtes, fein gebautes Gehörwerkzeug haben, um 1) für die kleinsten unbemerkbarsten Zeittheilchen Empfänglichkeit und Unterscheidungsvermögen zu haben: 2) Um sie leicht zur Wiedererweckung fixiren und in Töne darstellen zu können. Wer kennt nicht Menschen, die nicht das geringste Gehör für Tonkunst, das geringste Unterscheidungsvermögen der einzelnen Töne und Empfänglichkeit für Harmonie und Melodie haben? — und wer sollte wohl zweifeln, daß dieses nicht in der Organisation des Gehörs liege, dem äußern Umriß desselben z. B. welcher zu unbestimmt, zu locker, für die Luftschwingungen zu grob und unempfänglich ist. Meine bloße Vermuthung der äußern Charaktere des Gehörwerkzeugs des Tonkünstlers wurde Bestätigung, da ich eine aufgestellte Sammlung Portraits der berühmtesten Tonkünstler betrachtete, sie unter einander verglich, und in jedem eine gleiche Organisation des äußern Ohrs fand, einen gewissen weitausgeholten Umschweif, gewissen innren Contour des Ohrs und Gehörgangs.

Ich übergehe hier alle nähere Bestimmungen — ohne lebendige Darstellungen würden sie immer dunkel und für die mehresten unbestimmt bleiben.

Der Maler zeichnet sich eben so, wie der Tonkünstler durch das Gehörwerkzeug, durch die Organisation und den Umriß des Auges aus. Die Geschwindigkeit des Lichtstrahls, die in den kürzesten Momenten aus der Aufeinanderfolge Nebeneinanderseyn bildet, machte den bestimmtern schärfern Umriß seines Auges nöthig, um die geschwinden Reihen der Zeittheilchen bestimmt zu fassen, zu fixiren, und sie mehr in der Aufeinanderfolge als Nebeneinanderseyn zu erkennen.

Der Maler hat ein festeres, härteres, mehr elastisches Nervensystem als der Tonkünstler, bey diesem ist der Nervengeist mehr ruhig, still, sanft wirkend, bey jenem mehr feurig und lebhaft. Dieser hat daher mehr Knochengebäude, auf welches der Nerve und Muskel bestimmter wirkt: jener mehr eine abfließende Physiognomie, Fleisch und gleichsam reinere Säfte. Dieser sehr charakteristische Unterschied der Organisation scheint die Ursache überhaupt der größern Empfänglichkeit des Tonkünstlers für die sanfte Aufeinanderfolge der Zeittheilchen in Tönen zu seyn, und die Ursache der glücklichern Fixirung, und daher größern Empfänglichkeit des Malers für das gedrängtere Nebeneinanderseyn der Zeit. Der Charakter des Tonkünst-

lers ist daher leichter, flüchtiger, sanfter, seine Empfindensweise leichter auffliegend: der Maler hingegen hat mehr Festigkeit, ist erhabener, feuriger, muthvoller und unternehmender. Auf seiner knochichten Stirne, schärfern, feinern Umriß ruht mehr Ernst: auf den sanftern Uebergängen des Gesichts des Tonkünstlers mehr Freundlichkeit, leichter Scherz.

So verschieden die Materie, in welcher der Bildhauer arbeitet, und so verschieden seine Ideen, — von denen des Malers und seiner Farben ist: so ganz auffallend verschieden ist auch seine körperliche Organisation von der des Malers und des Tonkünstlers. —

Er hat es mit dem Körper allein zu thun, und daher nur mit dem tastenden Gefühl. Durch Licht und Schatten, der den Körper einhüllt, und gleichsam eben macht, muß er durchdringen, in seiner Hand die Erhöhungen, Vertiefung, Rundung, die mannichfaltigen körperlichen Umrisse gleichsam abdrucken, abformen, um sie dann wieder auf einen andern Körper übertragen zu können. Aug und Hand muß er gleichsam zu einem Zweck gebildet, zwischen beyden gewisse Regeln und Schlüsse festgesetzt haben, welche ihm das Verhältniß zeigen, in welchem Ausdehnung dem Auge, und als Körper dem Gefühl erscheint, damit er durch Licht und Schatten gleich auf dem körperlichen Umriß, der

ihn hervorbringt, rathen, Zeitbegriffe gleich in Körper abdrücken könne; ohne vorher erst selbst mit der Hand den Körper überfühlt zu haben. Deutlich ist auf seinem Gesicht die Mühe, ungedultige Sorgfalt ausgedruckt, den Körper zu sehen, mit dem Auge durch Licht und Schatten zu dringen, und den Umriß der Ausdehnung selbst zu fühlen. Um das Auge herum ist alles mit Falten und Linien durchkreuzt, zwischen den Augenbraunen auf der Stirne Runzeln, Zeichen der Anstrengung. Die Augenwinkel selbst sind mehr zugespitzt und scharf, der Raum zwischen den Augenliedern bestimmter und enger, um die Lichtstrahlen bestimmter aufzufangen, und in ihnen den Körper selbst zu erkennen. Sein ganzer Körperbau ist festes Knochengebäude, stählern, alles scheint an ihm zu scheitern, alles auf seinem Körper sich so bestimmt abdrucken zu müssen, wie das Gepräge in dem Metall. Wer erkennt hier nicht die Uebereinstimmung des Körpers mit seiner Kunst? — Hohe fliegende Einbildungskraft schwärmt über den Körper hinweg, schwebt um luftige Gestalten, fern von jedem körperlichen Gefühl, daher erscheint in dem Bildhauer diese Phantasie gleichsam durch das Knochengebäude erstickt, und durch das treuere Vermögen ersetzt, mit dem Auge selbst blos Körper und Ausdehnung zu fühlen.

Das Charakteristische jeder dieser Künste, und der erforderlichen Organisation zeigen ganz, wie

wenig zufällig Kunsttalent ist, und wie disharmonisch unvereinbar eins mit dem andern. Maler und Bildhauer denkt man sich gemeiniglich in einer Person: allein der Physiolog erräth leicht, unter welchen Umständen dieses nur möglich ist. Ein Maler, dessen Einbildungskraft den Pinsel führt, dessen Werke Ideale aus höhern Geistessphären sind, — kann gewiß nicht Bildhauer werden. Und daß nur in diesem Begriffe Maler Maler ist, nicht aber unter dem Bilde eines mühsamen Nachahmers und Zeichners, der auch etwas in Stein nachahmen und nachbilden kann — zeigt der Gränzstein jeder Kunst selbst. Tonkünstler und Bildhauer — ich weiß kein einziges Beyspiel in der ganzen Geschichte, in welchem beydes wäre zusammen vereiniget gewesen, und gewiß man könnte die sicherste Wette mit der Natur eingehen, daß sie niemals mit Aufwand aller ihrer Schöpfungskraft, Tonkünstler und Bildhauer in einem Menschen werde hervorbringen können. Schon selbst Maler und Tonkünstler in einem vereint, beydes in gleich auszeichnendem Grade, sind seltne Erscheinungen.

Außer dem Ausdruck der Darstellung der Empfindung durch Ton, Gemälde und Stein ist noch eine vierte, die unmittelbarer mit dem Menschen geboren zu seyn scheint, die Darstellung der Empfindung durch abstrakte, ganz von Körpern entfernte Wortzeichen. Der Dichter ist bald mehr mit

dem Maler, bald mit dem Tonkünstler verwandt, und seine Werke tragen bald mehr etwas von dem einen, bald mehr von dem andern an sich. Die bestimmte Organisation, die den Tonkünstler und Maler bildet, fehlt ihm, und dieser Mangel ist Ursach, daß er seine Empfindungen nicht durch Töne und Farben ausdrücken kann, sondern durch abstraktere Zeitbegriffe in Worte eingekleidet. Ueberdieß scheint selbst die geistigere Einbildungskraft des Dichters, die nicht so feurig noch so bildlich ist, sondern die mehr um die eigenen Empfindungen, als um den Gegenstand, der sie verursacht, herumschwebt, ihm die bildliche Darstellung des Tons und des Gemäldes zu nehmen, statt dessen ihm abstraktere Sprachbilder zu geben. Je feuriger die Einbildungskraft des Dichters ist, desto mehr nähert er sich dem Maler, und es bedarf blos Farben, um sein Gedicht in ein Gemälde umzuschaffen. Je weniger feurig die Einbildungskraft ist; desto mehr scheint dieses den Dichter dem Tonkünstler näher zu bringen, der seine Empfindungen in einer sanften Aufeinanderfolge von Tönen hinfließen läßt. Jener stellt seine Empfindungen in bilderreichen Ausdrücken, in Gemälden auf, mehr gleichsam für den Gesichtssinn; dieser aber zeigt sie abstrakter, fern von sinnlichen, körperlichen Einkleidungen; in einer abgemessenen Zeitsprache, wie der Tonkünstler die seinigen in harmonisch-melodischen Tonzusammensetzungen. Da-

her entsteht der Unterschied der Dichter, in wie fern sie dem Maler mehr oder weniger Stof zu Gemälden, zu Versinnlichungen ihrer Bilder hergeben. Die Dichtungsart, die am weitesten von der Malerey entfernt, und im strengen Sinne genommen nicht Dichtkunst ist, bestehet in der Moralischen, in welcher Gellert seine Fabeln aufgestellt hat. Die zweyte besingt in sanften, bald melancholischen, bald heiterm Hinfluß der Sprache die Schönheit der aufblühenden Natur, die holden Reize des Mädchens, die schöne Welt Gottes in ruhigen Empfindungen und Selbstgefühlen. Dieser Dichtungsgeist ist nicht feurig, nicht blühend, nicht rauschend, noch bilderreich: sie gränzt mehr an Tonkunst, die auch fern von sinnlichen Bildern in melodischem Gesang ihre Begeisterung darstellt. — Hölty darf ich hier wohl als Beyspiel anführen. Die dritte Gattung der Dichter erhebt sich ganz zu dem Ausdruck des Malers, alles ist hier in kühnen, feurigen, lebhaften Ausdrücken und Bildern dargestellt, alles groß, stark und erhaben. Homer, Shakspear, Milton können hier als Muster auftreten. Die dramatische Dichtkunst verdankt allein ihren Ursprung zum Theil dieser Dichtungsart, die alles gern in Handlung, Bewegung setzt, und daher ihre Empfindungen malerisch durch Personen reden läßt. Schakspear war nur glücklich als dramatischer Dichter, weil hier sein Feuer seine Einbildungs-

kraft mehr Nahrung fand, mehr malen konnte: und ausschweifend, zu bilderreich in andern Dichtungsarten, deren Ton ruhig, sanft und hinfliessend seyn sollte.

Fünftes Kapitel.

Einige Bemerkungen über das Schöne und das Erhabene.

Die Sinnenwelt stellt uns allenthalben dar Gegenstände des Schönen — eine gewisse Verfeinerung der Organisation des Körpers und Kultur des Geistes selbst ist erforderlich, um für diese Anerbietungen der Natur empfänglich zu seyn. Wie die Saite auf dem Instrumente durch öftere Schwingungen eines Tons für ihn gleichsam harmonisch gestimmt wird: so wird auch der Körper des rohen Naturmenschen endlich für die Empfindung des Schönen empfänglich. —

Schönheit, Wellenlinie ist das Ruhebette der Liebe, — wie das Erhabene der erste Aufschwung zur Unendlichkeit. Mischung eines sanften, empfindenden Mitleids, und der daher entstehenden nähern Selbstvereinigung ist das Psychologische der Liebe; eine Bemerkung, die durch Erscheinung des täglichen Lebens bewährt wird.

Der Liebende klagt dem düstern, einsamen Walde, weinet seine Empfindung in das friedliche Rie-

seln des Wiesenbachs hin: und warum klagt? warum weinet er? In dem Augenblicke des Aufsteigens der hinsehnenden Empfindung senkt sich der Blick melancholisch schmachtend zur Erde, auf den Lippen schwebt ein lächelnder Ausdruck des leidenden Mitleids; und warum dieß? Ist denn nicht Liebe die Vollendung der Schönheit, das höchste des Vergnügens einer geistigen Seelenvereinigung? —

Bekannt ist die Wirkung des gemeinen Mitleids, welches durch schwache Aeußerung eines leidenden Körpers erregt wird. Nie möglich ist diese Empfindung ohne Mißvergnügen und inniges Mißbehagen, ohne das thätigste Bestreben der ganzen Natur, sich von dem Andenken dieser schwachen Zernichtung zu entfernen. Nicht so ist die Empfindung des Mitleids, das durch den Anblick der hinwallenden Wellenlinie entstehet: ob schon gewiß nicht von jenem verschiedenartig, sondern nur durch zwischen inne liegende Grade von einander getrennt. Dort erscheint wirkliche Vernichtung, für das Auge auf dem Körper wirkliches Auseinandertrennen der Theile, die das Ganze zusammen halten: — hier aber nur leichte Thätigkeit, leichte Verbindung, Aneinanderseyn in Form der Wellenlinie. Das Unangenehme des Mitleids, welches dort bey der augenscheinlichen Zerstörung entsteht, gehet hier in eine leichte, sanfte Empfindung über, in eine eben so still fortgehende Seelenthätigkeit, und in ein

Gefühl, welches das Gepräge eines süßen, leidenden Mitleids an sich trägt. Die Natur sehnt sich hier nach Vereinigung, entweder um sich des Genusses dieses innigen Vergnügens gewisser, oder vielmehr, um durch ihre Vereinigung die leichte Thätigkeit des Gegenstandes fester und inniger zu machen. Die Liebe, als das Abstrakte der Schönheit der Wellenlinie, ist daher mehr eine in sanfte Melancholie hinschmelzende Empfindung, als ein heiterer, reiner, mit leidendem Trübsinn unvermischter Genuß des Vergnügens.

Der Grieche bildete der Liebe zur Seite die Unschuld des Knabenalters. Konnte er wohl die melancholische Empfindung der Liebe sinnlicher, besser darstellen, einkleiden, als in das Alter, bey dessen Anblick das Herz des Mannes in trübe Wehmuth hinsinkt, und in ihm aufsteigt inniges Gefühl der geistigen Schönheit? —

An dem Gestade des sanften, stillen Baches stimmt sich die tobendste Leidenschaft des Weltüberwinders zur stillen alles vereinigenden Harmonie, zu Augenblicken, wo er unterjochte Königreiche mit einer einzigen Thräne der empfindenden Liebe zu vertauschen im Stande wäre. —

Das melancholische Temperament fühlet Schönheit am innigsten. —

So deutlich Hogarth die Wellenlinie an dem Körper gezeigt hat: so wenig hat er die Empfin-

dung des Erhabenen zu zergliedern und sie sinnlich darzustellen: so wenig den Ausdruck des Schönen von dem des Erhabenen charakteristisch abzusondern gewußt. Nicht weniger stützt sich das Erhabene auf ein Grundgesetz der Seele, als auf eine nach Regeln versinnlichte Darstellung desselben auf dem Körper. — Die größte, möglichste Mannichfaltigkeit verbunden mit der größten Gedrängtheit derselben in Eins, ist das abstrakte Gesetz, nach welchem die Linie der körperlichen Oberfläche zu dem Ausdruck des Erhabenen übergehet. —

Die Mannichfaltigkeit erfüllt die Seele mit der größten Reihe von Zeitbegriffen: die Gedrängtheit derselben in Eins bringt in ihr durch das momentane Zugleichseyn, und dem Unvermögen der einzeln ruhigen Ueberschauung, das Gefühl des weiten Umfangs ihrer Thätigkeit und Stärke, das Gefühl des Erhabenen hervor. Bestimmte Ueberschauung der Zeitbegriffe — also Mannichfaltigkeit ohne Gedrängtheit, ist ganz das entgegengesetzte der Ursache des Erhabenen. Schönheit ist sanft hinfließend, aufeinanderfolgend; — dieses aber plötzliche, mit einem Moment sich öffnende Aussicht ins Unendliche, die sich nie in einen aufsteigenden, düstern Nebel verlieret. Die Körperwelt bildete zum Vorwurf dieser Empfindung die Wölbung, als das einzige Mittel, die größte Vielheit von Punkten in den kürzesten Raum und Nebeneinan-

derseyn zu fassen. Aus Mannichfaltigkeit entstehet, so verbunden mit gedrängter Einheit, prägnante starke Wölbung, wie wir sie bey einer sich aufthürmenden schweren Gewitterwolke erblicken. Größe der Dimension nach, ist nicht jederzeit verbunden mit dem Ausdruck des Erhabenen, sondern nur dann Ursache dieser Empfindung, wenn sie in sich gedrängte Wölbung an sich trägt. Daher ist nicht bey dem Anblick jedes großen Berges dieses Gefühl möglich, sondern nur da, wo es gewölbt, durch abgebrochene Felsenmassen prägnant wird. Der Bildhauer mag Statuen noch so groß und kolossalisch bilden; nimmer wird es doch ein Laokoon werden, wenn er nicht durch Muskelausdruck die Glieder wölbet, Erhöhungen und Vertiefungen anbringt, und den Kopfumriß mit hoher senkrechter Stirne und starkem bogichten Scheitelübergange bildet. Dunkler, tiefer sich rundbrechender Schatten ist für die Malerey die Darstellung des Erhabenen, wie abwechselndes hinschmelzendes Licht und Schatten für sie die Darstellung des Schönen. —

Die gerade Linie ist bloßer Ausdruck des Festen; nichts als Einheit, daher ganz gleichgültig für Empfindung, welche Abwechslung, Mannichfaltigkeit von Zeitbegriffen verlangt. Aus zwey Ursachen verliert daher die Pyramide ihren Anspruch auf Schönheit, auf die Empfindung des Erhabenen, — welche Hogarth ihr giebet, erstlich: weil

sie

sie blos aus einer Nebeneinanderstellung von geraden Linien, die blos Einheiten sind, bestehet: zweytens, weil sie, statt die Seele gleichsam in ein weites unendliches Feld von Zeitbegriffen zu führen, ihr das Ende, das Aufhören der Zeittheilchen bestimmt darstellt, welches durch die Spitze geschiehet, in welche sich die geraden Linien, wie in einer Einform, zusammen verbinden — Kein dunkler, gewölbter Schatten findet auf ihrer Oberfläche statt; daher auch gewiß nie auf ihr der Ausdruck des Erhabenen. Auf dem Torso des Michael Angelo's stehet die ganze Theorie des Erhabenen, mit Linien gleichsam versinnlichet und hingemalt.

Der Tonkünstler versenkt sich, zur Darstellung der Empfindung des Erhabenen, in düstere, dumpfe Töne, die nicht bestimmt abbrechen, sondern voll im Ohr nachhallen. Je höher der Ton, je heller die Farbe: desto bestimmter sind beyde, und also auch desto weniger erhaben: weil das Unvermögen der Seele, in welches sie durch die zugleich eindringende Vielheit gesetzt wird, das einzelne zu überschauen, die Ursache der erhabenen Empfindung ist.

Unendlichkeit, Ewigkeit, — dieses sind Worte, die gleichsam alle gedenkbare Zeit umfassen, daher erhaben: die Seele schwindelt bey ihrer in Eins ge-

*) S. Hogarth Zergl. der Schönheit, in d. Vorrede.

drängten Vielheit, wie auf einem stürmischen Meere, zur Selbstvergessenheit in weite unerreichbare Aussichten hin. — Der Dichter sucht daher, wenn er etwas großes, erhabenes vorstellen will, durch eine gewisse Verwicklung und Angabe einzelner Theile, die Uebersicht des Ganzen zu verdunkeln, und der Seele nicht Zeit zu lassen, das Einzelne zu beschauen. So sagt Milton in dem Verl. Paradieß, um in seinem Leser erhabene Empfindung zu erwecken:

Neunmal die Zeit, die den Tag und die
Nacht den Sterblichen abmißt,
Lag er mit seinem scheußlichen Haufen, überwunden,
In dem feurigen Schlunde sich wälzend, vom
Falle betäubet,
Obgleich unsterblich.

Erst. Ges. 50.

— — — — Da sey er vom Morgen
Bis zum Mittag gefallen, und vom Mittag
zum Thaue des Abends,
Einen Sommertag lang; und mit der sinkenden Sonne
Sey er herab vom Zenith, gleich einem fallenden
Sterne,
Im Egeischen Meer auf die Insel Lemnos
gestürzet.

Erst. Ges. 735.

Wie Schönheit von dem Erhabenen, so ist dieses von dem Starken und Fürchterlichen unterschieden. Hier ist kein ruhiges, bejahrtes Gebürge; — sondern eine drohende mit Bergklippen überhangende Felsenkette: — kein dumpfer, dunkel nachhallender Donner, — sondern ein starkes, helles, tausendfältig sich brechendes Getöse. Erhabenheit hat den Ausdruck der in sich selbst vollendeten Dauer, des stillen, ruhigen Widerstandes. Stärke, den Ausdruck des alles zernichtenden, zerstörenden Zerschmetterns. Der Greiß im Nachdenken versunken über Unsterblichkeit, Nie-Aufhören — ist erhaben: fürchterlich stark der Held, der mit trotzendem Muthe seine gepanzerte Brust dem feindlichen Heere entgegen stellt. —

Aus dem Verein des Erhabenen und des Schönen entstehet die Empfindung des Edlen. Das sanfte, hinfließende der Wellenlinie wird durch die gedrängte Wölbung gleichsam feststehender, und mehr zu einer Zirkellinie hingenähert.

Das Lächerliche entstehet aus einer disharmonischen Zusammensetzung von Empfindungen, oder an Körpern durch Vereinigung von Linien, die für das Auge entgegengesetzte Einwirkung haben: z. B. ein Gesicht, dessen oberer Theil, Stirn und Nase, den Ausdruck des Erhabenen hat, prägnant gewölbet ist: der untere Theil aber den Ausdruck des Nied-

lichen an sich trägt, und klein und sanft zurück-
gehet. —

Sechstes Kapitel.

Anthropologische Geschichte der Kunst.

Je mehr man hätte die Geschichte der Kunst gleichsam aus dem Menschen herausschreiben und sie anthropologisch behandeln sollen, desto mehr scheint es hat man sie davon zu entfernen und sie blos nach übriggebliebenen Traditionen zu behandeln gesucht. — Es konnte daher nicht anders kommen, als daß aus den unsichern Muthmaßungen, Hypothesen, womit man die Lücken dieser Geschichte auszufüllen suchte, ein Gewebe von Meinungen entstand, die in keiner Rücksicht mit den ersten Grundsätzen der Psychologie zu vereinigen waren. — Hätte man eine von dem Beginn des rohen Naturmenschen bis zur höchsten Verfeinerung fortgehende Geschichte der menschlichen Empfindungsart, ja nur selbst eine zusammenhangende Theorie des Empfindens des individuellen Menschen: so wäre nichts leichter, als die sichersten Resultate daraus herzuleiten, d. h. die Erscheinungen der menschlichen Empfindung, den Anfang, Ursprung, die Fortschritte, Perioden, und die erste Form jeder Kunst zu erklären. Konnte sich ja eine Zeit den Ruhm

dieser analytischen Kenntniß des Menschen anmaßen: so ist es gewiß die unsrige, und mit Recht kann man sich also, mit Hülfe der Kunstwerke, die uns das frühe Alterthum hinterlassen, und mit einiger Kenntniß der Künste selbst, die Fragen gründlich zu entscheiden Hofnung machen: 1) Wie entstand Kunst? 2) Welche von den Künsten machte den Anfang? 3) Welche Gesetze beobachteten sie in ihren Fortschritten? —

Die Geschichte selbst läßt uns ganz in Zweifel, auf welche Art der Mensch darauf fiel, seine Empfindungen außer sich darzustellen, welcher Zufall, welche Verhältnisse und Umstände ihm dieses lehren konnten — mit welcher sinnlichen Darstellung er zuerst anfing, ob mit der Formung einer Thonmasse, dem linearischen Umriß einer Fläche, oder endlich mit einer Reihe von harmonischen Tönen? — Es sind hier so verschiedene Meinungen entstanden; so viele nur bey der Auflösung einer Frage entstehen können: jeder hat die Kunst so anfangen, den Menschen mit der sinnlichen Darstellung beginnen lassen, wie und mit welcher vielleicht der gebildete, nie aber der Mensch in seiner rohen Kindheit anfangen konnte. Winkelmann *) läßt durch eine allgemeine Nothwendigkeit den Menschen auch auf

*) Geschichte der Kunst 1. Th. 1. K.

Kunst fallen, wie er durch Nothdurft auf warme Kleidung und Bedeckung fiel — er läßt ihn mit Bildhauerey anfangen, weil das unerwachsene Kind auch bisweilen aus Langerweile in einer vorliegenden Thonmasse eine Form knätet. „Die Kunst, sagt er, „hat mit der einfältigsten Gestaltung, und ver„muthlich mit einer Art von Bildhauerey angefan„gen: denn auch ein Kind kann einer weichen Masse „eine gewisse Form geben, aber es kann nichts auf „eine Fläche hinzeichnen; weil zu jenem der bloße „Begrif einer Sache hinlänglich ist, zum Zeichnen „aber viele andere Kenntnisse erfordert werden.“ In seinen Anmerkungen über die Geschichte der Kunst, bestätiget er dieses noch einmal und sagt zugleich: „die Kunst der Zeichnung und der Male„rey ist, wie die Poesie, eine Tochter des Vergnü„gens: das Vergnügen aber ist dem Menschen nicht „weniger nothdürftig, als die Nothdurft im eigent„lichen Verstande. —“

Wollen wir nicht einen schwärmerischen Roman des Menschen entwerfen, sondern ihn so abschildern, wie wir ihn kennen: so müssen wir das erste Menschengeschlecht nicht anders auftreten lassen, als unter dem Bilde eines rohen, ungebildeten, mit keinen Empfindungen, als denen der sinnlichen Nothdurft und Sättigung begabten Naturkindes. Die

*) 1. Th. 1. Kap.

ganze Sinnenwelt stellte sich ihm dar, als ein bun-
tes, unharmonisches Chaos — sein erstes Erwa-
chen mußte ein Zustand der Ohnmacht, des Schwin-
dels seyn, wo seinem Auge alles so undeutlich vor-
schwebte, als dem Auge eines plötzlich aus dem
Schlafe Aufgeschreckten. — Und es bedurfte gewiß
die ganze Zeit eines Lebens, um auf der bunten vor-
schwebenden Fläche einen Standpunkt zu fassen,
und mit Leichtigkeit, Nichtanstrengung das Indivi-
duelle abgesondert in Form zu erkennen. Zehnmal
vergaß er wieder, — wie jener Blinde, dem die Kunst
spät das Gesicht gab, — das, was er vorher er-
kannt, unterschieden abgesondert hatte, denn nur
lange Erfahrung, Umgang, Angewöhnung seines
Gesichtssinns und des körperlichen tastenden Ge-
fühls mit der Sinnenwelt konnte endlich feste blei-
bende Bilder in seinem Nervensystem, welches wie
eine Saite für ihre Eindrücke nicht gestimmt war,
in seiner Seele zurück lassen. Mit eben so großem
Erstaunen, als das seines ersten Erwachens, da er
ein buntes Farbenbeet auf seinem Auge liegen sah,
mußte er sich in eine andere Welt versetzt glauben,
da ihm das tastende Gefühl das als Ausdehnung,
Dicke, Breite, Ineinanderseyn kennen lernte, was
sein Auge nur als Licht, Schatten, Farbe erkannt
hatte. Nach langem, ungewissen Streit mit sich
selbst und Zweifel über diese doppelte Erscheinung,
lernte er endlich beydes mit einander vergleichen,

vereinigen, und eine Harmonie zwischen Gesichts- und Gefühlssinn errichten. — So leicht vermochte der erste Mensch gewiß nicht einen Tausch zwischen diesen beyden Sinnerscheinungen zu machen, das, was für den Gefühlssinn ist, mit dem Auge zu schätzen, zu messen; und so umgekehrt, welches für uns so etwas leichtes ist.

Momentane Gegenwart war für ihn alles, er konnte eben so wenig viele Augenblicke sich in die Vergangenheit zurücksetzen, als in die Zukunft hineindenken — denn zu beyden bedarf es einer gewissen Erhebung von dem Sinnlichen, eines gewissen Abstraktionsvermögens der Seele, eines Zusammensetzens mehrerer Zeittheilchen in eins, Ueberschauung derselben als eines Ganzen — welches alles nur bey einem gewissen Grade von Bewegfertigkeit, Verfeinerung des Nervensystems, um Schwingungen geschwind aufeinanderfolgend, als ein Zugleichseyn zu machen, und bey einem gewissen Grade von Einbildungskraft, die von dem ersten Naturmenschen weit entfernt ist, statt findet. Er lebte blos mit dem gegenwärtigen Augenblicke, wie das Kind, das keine Einheit mehr noch weniger, zurück und hinaus, noch weniger eine Vielheit derselben zugleich denken kann, sondern dem die kurz verflossene Minute schon nur als eine dunkle Erscheinung vorschwebt. — Den gestrigen Tag wieder zu denken, oder mehrere Tage zugleich, mußte er gewiß, wie der

Chineser, sie sinnlich in einen Strick als Knoten einknüpfen, und sie dann mit dem Finger zusammenzählen. — Nichts mußte für diese eingeschränkte Denkart des ersten Menschen wunderbarer seyn, als die Erscheinung der Bewegung, die ihn von dem gegenwärtigen Augenblick mit sich fort zog und in einer weiten Entfernung stehen ließ. — So wenig aber zu glauben ist, daß er für diese Erscheinung wirklich Sinn hatte, daß er sie bemerkte; so ist doch so viel gewiß, daß sie viel beytrug ihn zu gewöhnen, auch ohne ihre Hülfe endlich sich auf Zeittheilchen fortzubewegen, Vergangenheit und Zukunft zu denken. Sie führte ihn erstlich Schritt vor Schritt mit sich fort, bis er endlich ohne ihr Gängelband ganze Meilen von dem gegenwärtigen Moment in Gedanken durchlaufen konnte. — Es wäre eben so unphilosophisch als wider alle Psychologie, in einem solchen Menschen Empfindung zu denken, und durch dieselbe Kunst entstehen zu lassen, da jenes bey dem noch rohen, ungebildeten, festen Körperbau und Nervensystem des ersten Menschen eben so unmöglich, als dieses, bey seiner wenigen Empfänglichkeit für Zeitbegriffe, seyn mußte. — Ich begreife also nicht, wie Winkelmann den Ursprung der Künste aus Empfindung, die Malerey aus dem Bestreben nach Vergnügen herleiten kann, da überdieß diese nur ein Genuß des geistigen, gebildeten, verfeinerten Menschen ist. —

Analogische Schlußart von der Kindheit des individuellen Menschen und seinem Verhalten, Aeusserungen gegen die Sinnenwelt, muß uns hier den besten Aufschluß geben, und uns am wahresten das Betragen des ersten rohen Naturmenschen gegen die Außendinge, und das Resultat, die Wirkung davon, die Entstehung der Künste zeigen. Unwillkührlicher Nachbildungstrieb, welchen wir in dem Kinde erblicken, war auch in dem ersten Menschen der Antrieb zur sinnlichen Darstellung des Körpers außerhalb der Seele. Das Bild, das von irgend einem Thiere oder anderm Gegenstande lebhafter in der Seele zurückblieb, durfte nur, bey Abwesenheit des wirklichen Körpers, durch irgend eine Veranlassung der Aehnlichkeit wieder erwachen, um sogleich deutlich, lebhaft gegenwärtig der Seele vorzuschweben, durch Einwirkung die Nerven, die das Bild der Seele zuerst überbrachten, in Schwingung zu bringen, und dann durch mechanische Bewegung der Hand, das Bild mit der Fingerspitze unwillkührlich auf eine Fläche hinzuzeichnen. Dieses äußere gleichförmige Spiel des Körpers mit der innern Seelenthätigkeit ist nicht minder der gegenseitigen Verbindung der Seele und des Körpers gemäß, als auch durch Erfahrung des täglichen Lebens bestätiget. — Der mit Interesse eine Menge Zahlen in Gedanken zusammen rechnet, schreibt ganz unwillkührlich mit dem Finger die Linien nach, die das

der Seele gegenwärtige Bild der Zahl sinnlich bezeichnen. — Das Kind sucht das Bild des Hausthiers bald auf das Papier hinzukritzeln, und sich dadurch die Abwesenheit desselben zu vergegenwärtigen, ob schon die auf das Papier hingekritzelte Linien wenig Aehnlichkeit mit dem Gegenstande selbst haben müssen, weil das Nervensystem des Kindes zu wenig Festigkeit und Stetigkeit hat, weniger als der erste rohe Naturmensch, welcher daher mit längerer Ausdauer und Einheit stätiger die Linien fortziehen, und so dem Bilde mehr Aehnlichkeit mit dem Gegenstande geben kann. — Nicht weniger Nachbildungstrieb, glaub ich, ist nöthig, das Bild, das durch den Gesichtssinn in der Seele entstanden ist, wieder sinnlich darzustellen, als das Bild, das durch das Gehör eingegangen, den Schall durch mechanische Bewegung des Mundes und der Luft wieder nachzutönen. Dieses hören wir täglich in den Zirkeln der Kinder — sie ahmen das Bellen des Hundes wieder lebhaft nach — selbst in der Sprache finden wir den Ursprung vieler Wörter in diesem Nachbildungstrieb der Töne: — und jenes, glaube ich, wird um so seltner seyn, je deutlicher, lebhafter, bestimmter die Ideen, die Bilder sind, die durch das Gesicht eingehen. War nur einmal eine sinnliche Darstellung eines Körpers außerhalb der Seele da, und der Mensch darauf aufmerksam; so konnte nicht länger der Nachahmungs-

trieb stille ruhen, Gegenstände ihm erscheinen, ohne von ihm sinnlich auf einer Fläche hingezeichnet zu werden. — Dieses war der erste Ursprung der Kunst, die sich von der rohen Bildung der Hand, von der einfachen, sinnlichen Darstellung eines Thieres, endlich zu der feinsten Führung des Pinsels und dem Ausdruck geistiger Empfindungen, zur Begeisterung des Menschen, erhob. —

Es konnte nicht gleichgültig seyn bey der so verschiedenen Erscheinung der Körperwelt, bey der Verschiedenheit der Gefühls- und Gesichtsbilder, mit welcher sinnlichen Darstellung der Mensch zuerst anfing, ob mit Bildhauerey, Malerey, oder endlich Tonkunst. Fast einstimmig wird der Bildhauerey das älteste Alterthum vor der Malerey zugeschrieben, und dieses ihr Vorrecht sowohl mit Beweisen der Geschichte, als des anthropologischen Menschen zu unterstützen gesucht.

Der Anschein der größern Leichtigkeit der Formung einer Thonmasse für den sinnlichen Menschen, der alles gern umfast und tastet, ist blos täuschend; vielmehr mußte diese Darstellung nach den ersten Gründen der Psychologie für ihn die schwerste seyn. — Alles erschien ihm als Schatten und Licht, als Gemälde, — nur das tastende Gefühl lehrte ihn Körper kennen. Jenes drang gleichsam unwillkührlich in sein Auge, er durfte es nur öfnen; — hier aber mußte er sich selbst nähern, selbst Hand

anlegen und fühlen. Das was für ihn das Seltsamste, das Wunderbarste war, was er, wie das Kind, am liebsten ergriffen hätte, — eben dieses gab sich am wenigsten seiner Behandlung, seinem Gefühle Preiß: und hierinnen war die ganze lebendige thierische Schöpfung begriffen, das, was ihn am meisten am lebhaftesten zur sinnlichen, körperlichen Darstellung hätte reizen können. Baum, Holz, Stein — hier kein Leben, keine Bewegung, selbst nicht die auffallende Form — hier übte er also sein Gefühl gewiß nicht, denn es hatte keinen Reiz für seine Neugierde. — Schon also eine unüberwindliche Schwürigkeit — woran er sein Gefühl nicht erproben, nicht üben, was er nicht umtasten, wovon er keine Begriffe bekommen, kein Bild sich in der Seele abmalen konnte — Wie konnte da Nachbildungstrieb entstehen, etwas als Körper darzustellen, welches er nicht als solches hatte kennen lernen? — Je öfter er aber alles mit dem Auge beschauen, alles verfolgen konnte, desto deutlicher, lebhafter mußte die Gesichtsidee werden, und desto reizbarer der Nachbildungstrieb, das gesehene in Form mit Umrissen, Linien auf einer Fläche hinzuzeichnen.

Zu jeder möglichen Darstellung gehört 1) eine gewisse Reizbarkeit des Sinnwerkzeugs, durch welches das Bild entstehet, damit es die äußern Eindrücke getreu aufnehmen, kein Theilchen entwischen

lasse, um der Seele die Eindrücke in eben der empfangenen Ordnung, Geschwindigkeit und der Zeitverhältnissen zuzuführen. Von dieser mehr oder weniger getreuen Ueberbringung hängt ab die Aehnlich- und Unähnlichkeit des Bildes innerhalb der Seele mit dem Objekte selbst — und also auch die ähnliche oder unähnliche sinnliche Darstellung desselben. 2) Vermögen der Seele, die ihr theilweise zugeführten Eindrücke in eben der Ordnung in ein Ganzes zusammenzusetzen, sie mit einem Blicke zu überschauen, und als ein einziges Bild vorzustellen. —

Nicht zu rechnen die größere Reizbarkeit, Lebhaftigkeit, Bestimmtheit des Gesichts vor dem Gefühlssinn, mußte dieser in dem ersten Menschen überdieß noch bey der wenigen Ausbildung, Verfeinerung des ganzen Nervensystems, grob, undeutlich und unbestimmt seyn, und daher eben so wenig lebhaft die Gefühlsidee bey der Nachbildung eines Körpers. Bey dem festen, gesunden Körperbau, wenig feinen Gefühlsnerven des ersten Menschen, konnte daher nicht einmal körperlicher Nachbildungstrieb statt finden, und das körperlich dargestellte gewiß keine Aehnlichkeit mit dem Körper selbst haben. Mittelst des Auges Ausdehnung zu erkennen, durch dasselbe auf das Verhältniß des Umrisses zu schließen, wußte er eben so wenig, da er noch zu wenig Vergleichung mit Gefühl und Gesicht angestellt, das gesehene nicht auch betastet und

mit Ruhe umfühlet hatte. — Das Bild muß aus der Seele heraus, nicht vom Körper abgebildet werden; — nach allen Umrissen, aller Ausdehnung muß es in der Vorstellkraft existiren, wenn dieses, sinnlich dargestellt, mit seinem Objekt Aehnlichkeit bekommen soll. Lebendige Einbildungskraft, Abstraktions- und Ueberschauungsvermögen kann allein die Möglichkeit der Existenz eines solchen Bildes in der Vorstellungskraft bewerkstelligen; welches gradweise desto unmöglicher ist, je zusammengesetzter, mannichfaltiger der Körper ist, dessen Bild sich in der Seele abdrucken soll, weil hier mehr Theile sind, die in der nämlichen Ordnung die Seele denken, zusammensetzen und in ein Bild zusammen schmelzen muß. Schwerer ist es, Körper sich vorzustellen, da diese von allen Seiten, nach aller Ausdehnung, unter so verschiedener Form, Momente und Zeittheilchen enthalten: — desto leichter hingegen Schatten und Licht in einer Umschreibung von Linien zu denken, je weniger Zeittheilchen hier statt finden, und je einfacher sie sind. Das Bild des Körpers in der Seele muß Breite, Länge, Dicke, Höhe, Formung, Rundung, Ineinanderseyn haben: das Bild aber des Gesichtssinns nur eine Linie, die das äußerste mit Gränzen einschließt und vereinfacht. — Wie es für den rohen Naturmenschen möglich gewesen wäre, solche zusammengesetzte körperliche Bilder zu denken, da er nur mit dem gegen-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das gröbe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

wärtigen Moment lebte, kaum ein paar Zeittheilchen hinter einander; noch weniger sie zugleich als eins sich vorstellen konnte, begreife ich eben so wenig, als die mögliche Ausführung derselben Darstellung im Raum in einer Thonmasse. — Linien, die eine Vielheit von Zeittheilchen enthalten, durch Abstufung von einem Punkt zum andern übergehen, runde Linien waren für den ersten Menschen am schwersten zu fassen, und wieder sinnlich, körperlich darzustellen, da das grobe, noch nicht verfeinerte Gefühl ihre Abstufungen und allmählichen Uebergänge nicht bemerken konnte. Bildhauerey ist ohne Rundung, ohne Hinführung von tausend geschweiften Linien nicht möglich — die bis auf uns aus dem ersten Alterthum übrig gebliebenen Stücke der Bildhauerey, deren Gepräge das gradlinichte, einförmige, eckigte ist, beweisen deutlich, wie schwer es dem ersten Menschen wurde, Rundung sowohl abzubilden, darzustellen, als auch, wie weit später der Mensch, wegen dieser Schwürigkeiten, auf Bildhauerey fallen mußte. Die längere mühsame Arbeit der Formung einer Masse, und hingegen die Leichtigkeit eine Gestalt mit einer Linie zu bezeichnen — die wenige Aehnlichkeit, die jenes Produkt mit dem Körper selbst haben mußte, und die desto größere des letztern — alles dieses sind überzeugende Beweise, wie wenig wahrscheinlich und unmöglich es ist, daß die Kunst mit Bildhauerey

ange-

angefangen hat. — Wollen wir nicht mit Rousseau annehmen, daß das erste Menschengeschlecht ganz ohne Gemeinschaft mit einander lebte: so mußte der Mittheilungstrieb desto größerer Anreiz werden zur bildlichen Darstellung theils in Tönen, theils im Hinzeichnen des Gegenstandes selbst. Ist Sprache so alt als Menschengeschlecht, so ist es gewiß auch Hieroglyphenschrift oder vielmehr Sprache, denn dieses war blos Ergänzung der Begriffe, die nicht für Gehör und für Darstellung in Tönen war. Die Zeichenkunst hat also in der Einkleidung der Hieroglyphen mit der Sprache einen Ursprung sowohl der Zeit als dem Entstehungsgrunde nach: sie konnte schon in Greisesalter herumgehen, ehe noch die Bildhauerkunst in der menschlichen Empfindung brütete: jene ist Ausdruck des kindischen Naturmenschen, der nur Einheit sieht; diese aber der Eintritt desselben in das reifere Alter, wo Seel und Auge sich weiter öfnet, mehr sieht, mehr will und mannichfaltiger handelt. —

Wie die Kunst mit der leichtesten Darstellung, dem Zeichnen, anfing; so begann diese ebenfalls auch mit der leichtesten, einfachsten Umschreibung der geraden Linie: und wie jene von Zeit zu Zeit zur vollkommenern Ausbildung überging, so verwandelte sich auch das Gerade der ersten Zeichnung in weichere sanftere Umschweife. Die Linie scheint wirklich das hieroglyphische Bild der Gei-

steskultur zu seyn — wie diese aufdämmerte, und Schritt vor Schritt gewisse Perioden des menschlichen Geistes bildete, begann auch jene sich harmonisch umzubilden und charakteristischer Ausdruck des Geistes zu werden. —

Mit der Beschränktheit des ersten Menschen auf Einheit der Zeit, mit seinem Unvermögen viele Zeittheilchen zugleich zu denken, stimmte keine Linie, als sinnlich auf der Oberfläche des Körpers schwebender Zeitausdruck, überein, als die gerade. Auf ihr ruht gleichsam nur ein Zeitmoment, sie mag so unbegränzt seyn, als sie will, so wird doch nie das Auge auf ihr Abstufung, Uebergang, Aufeinanderfolge bemerken, sondern nur ein Ganzes zusammenhangendes, und daher die Seele eben so wenig in ihr Bewegung, Mannichfaltigkeit, aufeinanderfolgende Vielheit der Zeit. Nicht allein, weil diese Linie, als Symbol der Einheit der Zeit, der Denkart des ersten Menschen so anpassend war: so ist auch nach aller Psychologie zu behaupten, daß nur zwey Erscheinungen, als Extreme der Linien — die gerade und Zirkellinie für ihn erkennbar waren: daß sich hingegen die zwischen ihnen liegenden Abstufungen und Uebergänge für sein Auge verloren, und in geraden Linien sich darstellten. Der Gesichtssinn war noch viel zu grob, zu wenig reizbar und empfänglich, das geistige Wesen selbst noch zu wenig ausgebildet, und die Empfindung verfeinert,

als daß der erste Mensch die sanften Aufdämmerungen von Licht und Schatten, die Wechsel desselben und Ineinanderschmelzung, unter welcher die verschieden geschweiften Linien erscheinen, hätte bemerken, und Nahrung und Vergnügen für ihre Thätigkeit finden können. Die sanfte Bewegung der Wellenform des hinfließenden Bachs, das hingleitende Säuseln der Abendluft that seinem Aug und Ohr nicht besser, als der Anblick eines geraden Stocks, als die einzelnen brummenden Schläge auf ein hartes Trommelfell. Die sanften Uebergänge einer sich schlängelnden Linie wurden ihn festes Nebeneinanderseyn, verloren sich so für ihm, wie für das Ohr des Bauers die feinen schwingenden Töne einer schwärmenden Phantasie des Tonkünstlers. — In der nämlichen Gestalt und Form, in welcher das Auge die Eindrücke fühlte, erschienen sie auch wieder auf der Fläche in der sinnlichen Darstellung, und die Zeichnung wurde so gradlinicht, so einförmig, so steif, wie sie uns das Alterthum an Beyspielen noch aufbewahrt hat. Die Periode der graden Linien mußte so lange dauern, so lange die Beschränktheit des Geistes auf Zeiteinheit blieb. —

Durch Klima, Erfahrung, Umgang mit der Sinnenwelt, Gebrauch der Sinnorgane und Verfeinerung des Nervensystems lernte der Mensch endlich die Außendinge nach und nach unter anderer

Formung kennen, alles fing sich an zu runden und zu schweifen, was vorher nur gradlinicht und eckigt war. — Die weitere Aussicht seines Geistes auf Zeit, sein größeres, erweitertes Ueberschauungsvermögen verlangte diese Form als charakteristisches Bild der Zeitform. Eine neue Periode begann also nun in der Zeichnung, ein neuer Styl, der freylich, obschon weit von dem geradlinichten entfernt, doch eben so weit noch von der höchsten Ausbildung der Kunst und der Geisteskultur entfernt war: — er war steif, hart, monotonisch, wie der Hetrurische Stil uns Werke hinterlassen hat. Das Auge fand nicht mehr überall den Gebrauch des geraden: — die Seele wollte mehr Beschäftigung und Thätigkeit als diese Einform: — beyde also gleichsam eine Linie, die mehr Vielheit hatte, mehr geschwängert war — und daraus entstand die Wölbung und Rundung. Hier war vielleicht der Zeitpunkt, wo die Bildhauerey begann; denn nähere Bekanntschaft mit Körper, mehrere Empfänglichkeit für gewölbte Rundung, alles dieses begünstigte jetzt ihre Entstehung. Hier konnte Dädalus Menschengestalten in Holz darstellen, Arm und Bein abgesondert in Rundung formen. Farbenmischung mußte hier noch ganz roh und ihr Auftrag schneidend seyn, eine Farbe auf Schatten, ohne Einklang, in geraden Linien an der andern herabgezogen und gleichsam angeheftet.

Ohne Einfluß eines günstigen heitern Himmels und einer erwärmenden Luft würde wohl diese Periode sobald nicht ihr Ende gesehen haben, und die Kunst zu einer dritten übergegangen seyn; denn die Zeichnung war nun mit keiner neuen Linie umzuändern, sondern blos durch die sanfte Aufdämmerung der Wellenlinie hinfließender, abgehender, in einanderschmelzender zu machen; welches nur das Werk der höchsten Ausbildung und Verfeinerung seyn konnte. Egypten war das Land nicht, wo diese Periode gedeihen konnte: denn Luft, Klima, Erdboden, Körperbau des Egyptiers selbst war der höchsten gebildeten Empfindungsverfeinerung nicht günstig; selbst in Rom fand die schon gereifte späte Kunst Griechenlands nicht Nahrung — nur Griechenland allein, über dem der sanfteste Himmel schwebte, ätherische Luft alles mit ihrem Hauch durchwehte, war der Ort, wo die Kunst völlig reifen und sich zu der Periode der höchsten Ausbildung hinschwingen konte. — Alles floß nun in Wellenlinie herab, in sanfter, harmonischer Schmelzung des Lichts und Schattens, alles bekam Leben und Bewegung, auf jedem Werke der Kunst schien, wie auf den chaotischen Urwassern, ein Geist auf- und abzuschweben, Vergangenheit und Zukunft zu ruhen.

Die Sprache scheint eben diese Perioden erlebt zu haben, und so stufenweis von Einheit zur Man-

nichfaltigkeit fortgegangen zu seyn. In der ersten Periode war sie so arm als die Zeichnung, so gradlinicht möchte ich sagen, als diese: sie schränkte sich eben so, wie diese, auf die Gegenwart und Einheit ein: — diese auf ihre gerade Linie; jene auf das eben so einfache Wörtchen, ist, welches selbst Ausdruck der Natur zu seyn scheint. In der zweyten Periode wurde sie derb, harttönend, voll, wie die Etrurische Kunst, bis sie auch endlich in Wellenlinie herabfloß, zu Wörtern sich umformte und bildete, die nicht blos die gegenwärtige Existenz, das Ende, die Vollendung — als vielmehr selbst die Handlung, das Entstehen, das Aufdämmern derselben und das Hinsinken der Zeit ausdrückten, und dem Auge gleichsam vorhielten. —

„Die Werke der Kunst," sagt Winkelmann *), „sind in ihrem Ursprunge, wie die schönsten Men„schen bey ihrer Geburt, ungestalt gewesen, und „in ihrer Blüthe und Abnahme gleichen sie denjeni„gen großen Flüssen, die, wo sie am breitesten seyn „sollten, sich in kleine Bäche oder auch ganz und „gar verlieren. Die Kunst der Zeichnung unter „den Aegyptiern ist einer wohlgezogenen Blume zu „vergleichen, dessen Wachsthum durch den Wurm „oder durch andere Zufälle unterbrochen worden:

*) Anmerkungen über d. Gesch. der Kunst des Alterth.

„denn es blieb dieselbe ohne Aenderung, aber, ohne „ihre Vollkommenheit zu erreichen, eben dieselbe, „bis an die Zeit der griechischen Könige daselbst, „und ein ähnliches Verhältniß scheint es mit der „Kunst der Perser zu haben. Die Kunst der Hetru„rier kann in ihrer Blüthe mit einem reißenden „Gewässer, welches mit Ungestüm zwischen Klip„pe und Stein hinschießt, verglichen werden; „denn die Eigenschaft ihrer Zeichnung ist hart und „übertrieben: die Kunst der Zeichnung unter den „Griechen aber gleichet einem Flusse, dessen klares „Wasser in öfteren Krümmungen ein weites frucht„bares Thal durchströmt ohne Ueberschwemmung „zu verursachen.“

Siebentes Kapitel.

Schönheit der Gesichtsformen.

Gesichtsform scheint der konzentrische Punkt zu seyn, auf dem sich Geisteskultur und Empfindungsverfeinerung abspiegeln. — So viele Perioden diese von der ersten Rohheit des Menschen bis zur höchsten Ausbildung durchging, in so viel Perioden formte sich auch die bildende Natur zu neuen Gestalten und Verwandlungen um.

Eine Aufstellung derselben, geordnet nach Jahrhunderten von dem frühsten Alterthume bis zu dem

neusten Zeitpunkt, wäre charakteristisch hieroglyphische Geschichte des menschlichen Geistes, eine Geschichte wahrer, deutlicher, pragmatischer, als alle Geschichte der Menschheit. — Auffallend für das Auge des gemeinsten Beobachters ist die Verschiedenheit der Urform der ersten rohen Natur von ihrer jetzigen Bildungsart: — sie scheint, wie in dem individuellen Menschen, Perioden der Kindheit, des Jünglings, des Mannes durchzugehen, und in jeder derselben eine eigene Maske vor sich her zu tragen. —

Die Form, wornach die erste Natur alle ihre Geburten bildete, hatte das Gepräge des Festen, des Unerschütterlichen, des Grundsteins zu dem künftigen Gebäude der Menschheit. — Entweder aus Armuth ihres noch nicht geübten Bildungsvermögens, oder aus mütterlicher Fürsorge für ihren Säugling, umhüllte sie alle ihre Geburten mit einer Schutzwehr, welche in graden Linien sich erhebend in die Form eines Vierecks sich zusammen drängte. — So gebildet stand auch der Embryo des ersten Menschengeschlechts da, um vor der unfreundlichen Behandlung seiner Amme, wie hinter einem Schilde, sicher zu ruhen, und nicht wie eine Pflanze bey kalter Herbstluft vor ihrer Reife früh hinzuwelken. Starkes Knochengerüste, mit fester, viereckigter Gesichtsform war das Charakteristische der ersten menschlichen Bildung. Kinn, Nase und Stirn, eins stieg zu dem andern in lothrechter Senkung

hinab, eins war dem andern Stütze und Grundpfeiler. Mit starkem, breitem Umschweif vollendete das Kinn die Form des Vierecks, dessen Fläche auf der breiten Stirn und dem stark hervorstehenden Jochbein zu ruhen schien. Hier wußte die Natur noch nichts von Wölbung des Scheitels, von dem sanften Umbug, dem schönen Ideal des griechischen Hinterhaupts: — alles war nur Einklang zum Viereck, zum Ausdruck des Festen, welche durch den kurzen, starken Nacken, und die breiten, stammhaften Schultern die höchste Vollendung bekam. So trotzte der freye Bewohner des alten Germaniens der rauhen Natur, dem immerwährenden Winter und seinen stürmischen Eichwäldern: so hinterließ er noch seinen späten Nachkommen dieses Gepräge der Bildung, der noch eben so bieder, so männlich, so fest, unerschütterlich, als er, ist. — Auf diesem felsichten Boden konnte freylich keine zarte Pflanze hervorkeimen, freylich keine Empfindung der Kunst die feste Brust seines Bewohners erwärmen; so wenig ein leichter, hinschlüpfender Abendwind die starken Aeste des Eichstamms erschüttern kann: — Aber auch keine Mißgeburt einer überreifen Empfindung die männliche gesunde Natur verunstalten. Sie war so rauh, so unfreundlich, als der Mensch, und dieser eben so, als der kolossalische Steinhaufen der Pyramide, die er zum Wahrzeichen seines Charakters hinauf thürmte.

Ehe Erziehung des Menschen beginnen konnte, mußte die Natur erst ein gewisses Alter erreicht, — Zeit ihre unfreundliche Rauheit abgeschliffen haben. — Auswanderung, Volksvermischung, neue Gegend, neue Nahrung, jedes von diesen trug das Seinige bey, den Menschen reif zu machen, aus seinem ersten Zustande heraus zu gehen, und durch eine neue Verwandlung eine neue Periode zu beginnen.

Nach unzähligen Graden von Dämmerung brach endlich der Morgen der Ausbildung an, ging von dem griechischen Himmel aus, und verbreitete sein Licht über ferne Gegenden. Das heitere Klima, die freundliche Luft löste gleichsam den Nerven und Muskel von dem Knochen, hauchte ihm ätherisch Wesen und Regung ein. — Der Knochen verlor seine Sprödigkeit, Härte, und Fleisch legte sich um ihn, und begann ihn sanft zu umkleiden. So entfaltete sich, wie die Knospe einer Rose bey schönem aufsteigendem Frühlingsmorgen, die griechische Bildung, das Ideal des Schönen, des Erhabenen — eine Geburt der Ausbildung der Zeit in dem Schooß einer heitern, gefälligen Naturgegend.

So verschiedenartig die Natur mit dem Fortgang der Zeit bildete: so harmonisch, ihrer Mannichfaltigkeit so treu, bildete sie auch jedesmal verschieden die Meisterstücke ihrer Schöpfung, die weibliche und männliche Gesichtsform.

Das Weib ist das Ideal der Schönheit: — der Mann das Ideal des Erhabenen, des Starken. Schönheit schwebet auf der sanften, hinfließenden Oberfläche des Fleisches: das Erhabene auf der hohen prägnanten Wölbung des Knochens.

Das zur Reife aufblühende Mädchen ist wie die Rose, die bey dämmernder Morgenröthe ihren Kelch dem sinkenden Thau entfaltet: — ein Anblick der geistigen Hofnung und Seelenvereinigung mit weiten Aussichten der Ewigkeit. — Das vollendete Mädchen wie die Rose in schwüler Sommerhitze mit brennender Röthe.

Auf dem Gesichte des Mannes, seiner gewölbten Stirn, seinen starken Augenbraunen und männlichem Kinn thront Thatkraft, nie vollendete Aussicht der Zukunft, tiefes, verlornes Hinbrüten in die Zeit der Vergangenheit.

Auf der Wange des Weibes, der sanften Welle des Unterkinns, der leichten, ruhigen Augenbraunen — dämmerndes Morgen- und Abendroth, das auf jede Pflanze lindernden Thau, Geist des Friedens und der Liebe herabgießt.

Je hinfließender, je mehr Täuschung des Lebens und der Bewegung: desto schöner, desto mehr Liebreiz. Nicht jede Leidenschaft ist Wurm der Rose — ein Zephyr, der mit seinen schwingenden Fittigen sich über jeden Grashalm, jedes Blatt hinwiegt. Je mehr Empfindung, desto mehr Schönheit.

— Das Mädchen, das in dem Augenblick des blinkenden Abendsterns nach dem Gegenstand ihrer Liebe hinschmachtet; wie doppelt schön, wenn sich das Haupt auf dem klopfenden Busen herabneigt, der Mund sich zum Einathmen der Liebe öfnet, das Augenlied über das Auge sehnsuchtsvoll hinsinkt, und eine verborgene Thräne zwischen der Wange, dem Thale des Friedens herabfließt! — Das schlafende Mädchen, wie schön, alles leichtes hinfließendes Nervenspiel, alles ununterbrochen anfangend und fortwallend. —

Das zur Schönheit und Liebe aufgeblühte Mädchen im Sterbegewand — Noch Reste des Liebreizes — aber erkaltet, versteinert, — zum Engel geschaffen; aber vom Tode wieder verfinstert. — Schönheit — Tod! —

Dritter Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Charakteristische Physiognomik der Juden.

Der Intellektuelle — der Empfindende Mensch — beyde alles durch sich selbst: jener bauet sich Systeme der Vernunft, berechnet Vergangenheit und Zukunft; dieser schwingt sich auf Fittigen der geistigen Schönheit über diese schaffende Welt hinaus. Und der moralische Mensch sollte allein unmittelbar gleichsam von der Hand Gottes auf die Erde gepflanzt seyn? — Nein, der Mensch ist Vollendung, alles selbst was er ist: — sein Hinbrüten in Religionsgefühle und moralische Empfindung ist wie das Wetterleuchten einer von Dünsten aufsteigenden Wolke: — wie die mannichfaltige Farbenschmelzung, die der aufsteigende Abend = und Morgenthau auf die Blätter der sich entfaltenden Bluhme herabsenkt. —

Wie unter jedem Himmel die Natur ein ander Gewand anzieht: — unmöglich unter dem kalten Nordpol, wie unter der heißen Erdzone, auf dem trocknen Felsen, wie in dem gewässerten Wiesenthal, eine Bluhme mit den nämlichen Farben hervorkeimen kann: — so unmöglich kann die glühende

Moral des Schwärmers für den kalten in sich zurückgezogenen Beobachter, so unmöglich bey der individuellen Temperamentsverschiedenheit Ein Religions- Ein Moralsystem seyn. Jeder muß die seinige haben, jede Nation die ihrige; der schwärmende Sanguiniker eine andere, als der feste Römer; der Italiäner eine andere, als der auf Eisbergen wohnende Isländer: und das erste Jahrhundert der Welt eine andere, als das Verfeinerte des politischen Zeitalters. —

Nicht weniger also, als jede andere menschliche Erscheinung, tritt der moralische Mensch mit dem Wechsel seiner religiösen Gefühle in das Gebiet der Anthropologie: — und diese darf nicht fürchten, durch Erklärung, wie durch Temperament Religion bestimmt, bald zur Schwärmerey gespannt wird, bald zur Freygeisterey ausartet, die Würde der Religion herabzusetzen und ihrer Heiligkeit etwas zu benehmen. —

Religion war in dem Beginn ihrer Entstehung so einfach, so hart, so kalt, als das geradlinichte der ersten Zeichnung: sie war mehr eine Frucht der Unwissenheit, der Furcht vor ganz natürlichen Erscheinungen der Körperwelt, als eines innren Drangs von Gefühlen, Empfindungen des Herzens: nur im Orient konnte sie sich mit brennenden Farben zum wirklichen Herzensinteresse erheben und aufblühen. Die Frage, warum von Palästina, von

der Jüdischen Nation aus die Religion gleichsam ausging? ist nicht weniger eine Untersuchung des Anthropologen, als des Moralisten, zum Beweis der weisen Regierung Gottes.

Wie das Nervensystem, der Nervengeist, gleichsam der Boden ist, aus dem die Kunst entspringt: so ist, aller gemachten Beobachtung nach, das dritte Princip des menschlichen Körpers, das Blut, der Grundstof des moralischen Menschen. Der geschwindere, langsamere, heftigere oder sanftere, feurigere oder phlegmatischere Umlauf des Bluts, läßt den Menschen sein Verhältniß mit der Körperwelt aus den verschiedensten Gesichtspunkten betrachten, und seine eben so verschiedenen Grundsätze der Moral darnach umformen. Nur im Orient konnte die Religion zu den feyerlichen, dichterischen Herzensempfindungen auffliegen; da hier der Himmel den Körper mit blutreichen Säften befruchtete und in beständiger Wallung erhielt. Keine Religionsekte ist für Anthropologie eine so merkwürdige Erscheinung, als die Jüdische: sie trägt das Gepräge ihrer Religion charakteristisch auf ihrem Gesichte, und mittelst der allgemeinen individuellen Aehnlichkeit das Zeichen ihres Vaterlandes. „Es ist mir besonders," heißt eine Bemerkung von Lenz, „daß die Juden das Zeichen ihres „Vaterlands, des Orients, in alle vier Welttheile „mit sich herumtragen. Ich meyne die kurzen,

„schwarzen Haare und die braune Gesichtsfarbe.
„Die geschwinde Sprache, das hurtige und kurz
„abgebrochene in allen ihren Handlungen scheint
„mir eben daher zu rühren. Ich glaube, daß die
„Juden überhaupt mehr Galle haben als andere
„Menschen. Zu dem Nationalcharakter Jüdischen
„Gesichts, rechne ich noch spitziges Kinn und große
„Lippen mit bestimmt gezeichneter Mittellinie."

Das Temperament überhaupt der Juden ist das blutreiche, und zwar scheint es sich zu den Unterarten desselben, dem sanguinischen, phlegmatischen hinzuneigen. Hat ja durch Auswanderung aus dem Orient in andere Weltgegenden der Nationalcharakter der Juden einige Veränderung gelitten — und ich glaube, daß er sich anders modifizirt hat, — so ist es gewiß der Abfall von dem cholerischen Temperament zu dem mehr sanguinisch-phlegmatischen. Veränderung der Luft, des Erdbodens, der Nahrung, anderer Wirkungskreiß und Gränzen ihrer Religion, konnte leicht eine solche Revolution zuwege bringen, die feurigen Theile des Bluts lindern, den geschwinden, heftigen Umlauf desselben hemmen, und statt dessen, mit mehr dikkern Säften, fetten Theilen das Blut schwängern und seinen Umlauf schwerfälliger machen. — Die mehr oder weniger gewölbten, geschweiften Nasen der Juden, scheint mehr der äußern Bildungsart dieses Temperaments, als der eigenthümlichen

Empfin-

Empfindungsart der Jüdischen Religion müssen zugeschrieben werden. Nicht allein in Individuen giebt sich das cholerische, sanguinische Temperament, sondern auch an ganzen Nationen, durch gewölbte Nasen zu erkennen. So ist dieses ein Nationalzeichen des Persers, des Türken, Italiäners, kurz aller der Völker, die durch Klima zu dem blutreichen Temperament bestimmt werden. — Ueberhaupt scheint die bildende Natur eben so stufenweis von der Wölbung, Umschweifungsform, zu der mehr einwärts gedrängten, eingebogenen herabzusteigen, wie das blutreiche Temperament zu dem hinsteigt, welches durch den Knochen hervorgebracht wird, und wie die Südgegend sich endlich in den Nordpol verliert. — Ich glaube nicht, daß im Norden ein Volk existiren kann, das die gewölbte Gesichtsform des Türken habe, eben so wenig, als das cholerische, sanguinische Temperament unter einem kalten Himmel aufkeimen kann. Wie das Cholerische durch Abstufung des heftigen, feurigen Blutumlaufs zu dem Sanguinischen, Phlegmatischen, endlich sich hinneigt: so steigt auch die äußere Bildungsform von der schärfer, härter gewölbten Nase, von der ausgehohlten Schwungkraft des Kopfumrisses zu der sanftern, abgerundeten, weniger harten, mehr perpendikulären Form, zu dem aufgedunsteten, fleischigten, saftvollen Gesichtsausdruck herab. Nicht weniger, als das Tempera-

ment hat also auch selbst die Gesichtsform der Juden, durch Auswanderung in andere Himmelsstriche, Veränderung erlitten, und sich nach und nach von der geschweiften Nase und Gesichtsform, zu der sanfter länger abgehenden herabgesenkt. Vielleicht, vermuthe ich, verliert sich endlich immer mehr dieser charakteristische Zug des Judengesichts, je mehr die Mischung ihres Temperaments mit dem phlegmatischen zunimmt: und wirklich scheint diese gänzliche Abartung schon zu beginnen, da man Judengesichter sieht, die durch lange, weniger gewölbte, als einwärts geschweifte Nasen von dem allgemeinen Charakter abgehen, und sich sowohl dadurch, als auch durch die weiße Farbe zum phlegmatischen Temperament hinzuneigen anfangen. Doch kann man jetzt immer noch gewiß annehmen, unter drey Judengesichtern nur eins mit dieser Abartung, die andern beyden mit vollem Ausdruck ihres Charakters anzutreffen. — Wenig Juden habe ich mit kleinen, eingebogenen Nasen, eben so wenig als einen Sanguiniker mit dieser Bildungsform gesehen. — Eben sowohl ist auch der gerade Fortgang der Lippe zum Kinn ohne Einschnitt und Einbug, ganz charakteristisches Kennzeichen des sanguinischen und des Jüdischen Temperaments.

Der berühmte Anatom **Camper** sagt in einem Briefe: — „Fast zu meiner Schande muß ich Ihnen „sagen, daß ich noch kein Judengesicht zeichnen

„konnte, ob sich gleich dessen Züge sehr auszeich-
„nen. —“ Dieses liegt nicht sowohl in dem sich auszeichnenden Umrisse des Judengesichts, als vielmehr in einer Empfindung, die auf demselben schwebt, die ganz charakteristisch ist, wirklich aber mehr selbst empfunden, als deutlich mit Linien dargestellt werden kann. Camper mochte daher mit allen Charakteren des Umrisses ein Judengesicht auf die Leinewand hinmalen: so mußte es doch immer nur das Gesicht eines Sanguinischen Phlegmatischen seyn; wenn er es nicht zugleich mit der Miene der Jüdischen Religionsempfindung tingiren konnte. — Ich weiß selbst nicht, wie ich diesen Ausdruck beschreiben, und in welchem Zuge des Gesichts ich es suchen soll, daß man fast kein Judengesicht ansehen kann, ohne eine gewisse Empfindung von jammernden Mitleid und Bedauern in sich aufsteigen zu fühlen, und die Muskeln seines Gesichts in ähnliche Falten zu ziehen. Es ist etwas weinerliches, melancholisches, klagendes, etwas herbes, wie es sich bey dem Geschmack saurer, unreifer Früchte auf dem Gesichte abmalt: zum Theil liegt dieses in der ganz charakteristischen Lage der Nasenflügel, und den Falten zwischen dem Auge. Die Nase hängt erstlich fast allgemein etwas über, dann gehen ihre breiten Seitenflügel schief hinaufwärts, daß sie fast einen spitzigen Winkel mit den Oberlippen machen, statt, daß sie sonst in rechtem Winkel auf

dem Gesicht aufstehen. Dieses giebt der ganzen Jüdischen Physiognomie eine eigene Tinktur von Charakteristik, die sich selbst, meiner gemachten Erfahrung nach, nicht in den Männern verliert, die die Zierde unsers philosophischen Jahrhunderts waren. Mendelssohn erregt bey dem flüchtigsten Anblick dasselbe Gefühl, auf seinem Gesicht ruht ganz das herbe, das melancholische seiner Religionssekte. — Mit diesem Ausdruck harmonirt vornämlich die hoch über die Augen gezogenen Augenbraunen, und über der Nase gespannte Haut, als äußeres Zeichen einer gewissen innern nie ruhigen Empfindung. — Ich glaube, daß dieser physiognomische Charakter wirklicher Ausdruck ihrer Religion ist, ihres angespannten Eifers für dieselbe, des periodischen Fastens, und der dadurch erregten körperlichen Gefühle, ihres Hinausblickes in die Zukunft, religiösen Hofnungen, und anhaltenden in Synagogen eingeschlossenen Zeremoniendienstes. — Ein gewisser Blick ruht in ihrem Auge, der nebst Mattigkeit zugleich Mistrauen, Furcht, Hinterlist ausdrückt. Wahrscheinlich erzeugt sich dieses letztere durch ihr Verhältniß mit unserm Staate, durch die eigene Behandlung, womit man sie als Religionssekte aufnimmt, und als solche in Freyheiten und Aeußerungen einschränkt; das erstere, glaube ich, aber durch die zeitige Verheirathung, wodurch die Säfte abgeleitet werden, das Auge sich niedersenkt, die Wöl-

bung aufhört und platt wird *). Wenigstens habe ich dieses Zeichen allgemein bey Jünglingen, die zeitig ihre Kräfte erschöpft hatten, gefunden. Nothwendig war gewiß das Verhältniß der Juden zur früheren, zeitigen Verheirathung — sowohl, als Folge ihres Temperaments, als auch ihrer Lebensart. Ich kann nicht unterlassen, hier eine Anmerkung zu machen, und die Beobachtung, die sich mir sowohl an Juden als andern Personen gezeigt hat mitzutheilen, nämlich die auszeichnende Erhöhung des Seitenmuskels der Nase, der quer von der Nase herabsteigt, und die brennende rothe Farbe desselben. Ich weiß nicht, durch welche geheime Verbindung dieses Muskels mit den Zeugungstheilen, habe ich seine Erhöhung, seine Röthe besonders bey solchen gefunden, die bey der Vollblütigkeit ihres Körpers und Temperaments, äußerst enthaltsam lebten. Vielleicht entstand bey diesen durch den Andrang des Bluts und der Säfte, welche die Natur zu einem andern Zweck bestimmt hatte, mittelst einer nähern Verbindung das Erho-

*) **Blumenbach** de gen. humani varietate nation. — Pauca interim proferre exempla sufficiat, quorum notissimum omnium et fallere nescium praebet Israelitarum gens, vel solis oculis orientem spirantibus, ubivis facillime agnoscenda.

bene und Rothe dieses Muskels. — Bey Juden habe ich dieses fast allgemein bemerkt, und dadurch meine Vermuthung seiner Entstehung bestätiget geglaubt. — Auf den Lippen schwebt eine süße Weichlichkeit und wollüstige Schlafheit. Zu unterscheiden sind die gemeinen herumirrenden Juden von den reichern aus Pohlen und der Wallachey; denn beyde sondern sich durch eigenthümliche Züge ab. Jene sind gemeiniglich klein, hager, ihr Gesichtsausdruck ist schärfer, spitziger, abgeschnittnere Lippen und kleines, spitzes Kinn: bey diesen hingegen findet man größere, vollere Lippen mit bestimmt gezeichneter Mittellinie, und reinerm Ausdruck des sanguinischen phlegmatischen Temperaments. —

Die nicht ausgeartete Jüdische Gesichtsbildung beruhet ganz allein auf dem Gesetz der Temperamentsfortpflanzung. — Leicht kann z. B. das Temperament, welches durch den Knochen entstehet, durch Klima, Nahrung zu dem blutreichen ausarten, und sich verlieren; nie aber dieses zu einem der andern beyden Haupttemperamente übergehen: — weil der Körper leichter eine größere Masse Bluts bekommen kann, als von einer größern zur mindern übergehen. Es ist also kein Wunder, daß bey dem sanguinisch-phlegmatischen Temperament der Juden der physiognomisch-charakteristische Ausdruck desselben so bleibend ist, sich noch so wenig verändert hat, und, wie man gewiß behaupten

kann, gewiß nie sich verlieren wird. Religionseifer, zeremonieuser Gottesdienst, Religion ist das einzige Interesse, für welches der Jude empfänglich ist; denn nie ist bey seinem Temperamente im Allgemeinen möglich, verfeinerte, geistige Empfindung der Kunst, und durch Wissenschaft bis zum Scharfsinn veredelter Gebrauch seines Verstandes. —

Zweytes Kapitel.

Religionsschwärmerey.

Jede überspannte und übertriebene Empfindung liegt in dem Nervensystem des Körpers: nicht weniger wird also auch hier der Entstehungsgrund des Religionsschwärmers, wiewohl aber noch mehr in der Beschaffenheit des Bluts zu suchen seyn. Ich will nicht läugnen, daß die empfindsame Romanschwärmerey der Liebe, die unser Zeitalter so erwärmt, aus geschwächtem Nervensystem und Erschöpfung durch Genuß der thierischen Liebe entsteht: nimmermehr aber kann ich mich überreden, den Ursprung der religiösen Schwärmerey in eben dieser Quelle zu suchen; vielmehr glaube ich, sie ganz an einem entgegengesetzten Orte zu finden — nämlich in dem unterdrückten Geschlechtstriebe, den verhaltenen Zeugungssäften, übertriebener Enthaltsamkeit, und dem daher entstehenden verdickten, wallenden Andrang des Blutes.

Man hat bisher nur wider die verschwenderische Erschöpfung der Säfte und Entnervung| geeifert, nur von dieser Seite die traurigste Erfahrung und Beyspiele aufgestellt: ganz unphilosophisch aber, entweder aus Unwissenheit oder unnöthiger Furcht, den Schaden mit keinem Worte gerügt, der aus dem Ueberfluß der Zeugungssäfte, aus der strengen Enthaltsamkeit für die Natur des Menschen entspringt. Ich will nicht untersuchen, in wiefern andere Krankheiten, Podagra, Gicht, nach D. Pietschens Meinung, Folgen der Keuschheit sind — ich will nur das Uebel nahmhaft machen, das gewiß alle diese überwiegt, — das überspannte Gefühl der Moral und Religion in dem Schwärmer, der oft so viel Einfluß auf Staat, auf Religion und Menschenglück hat. Die Anhäufung der zurückgehaltenen Zeugungssäfte macht durch die Verstockung der kleinsten Gefäße des Körpers den ersten Anfang zu dieser Krankheit. Durch den genauen Zusammenhang der Saamengefäße mit den Nieren, mit den Theilen, die innerhalb der Brust liegen, dem Herzen, welches die Alten für den Sitz der Empfindung hielten, — durch den Andrang der Säfte| nach diesen Theilen entstehen die Gefühle, Ahndungen, Beklemmung, dunkle Empfindung und Angst, welche der Schwärmer in dieser Krise für Wirkung des heiligen Geistes, für Aufruf zur Besserung und Buße hält. Jeder Schwärmer weiß

solche Augenblicke seiner zu Gott-Kehrung herzuzählen, und er irrt sich gewiß nicht in der Wirklichkeit derselben, nur aber darin, daß er natürliche Reize seiner Säfte für Inspirationen seines erwachenden Gewissens hält. Durch den nie gestillten Kitzel, den der Ueberfluß der Säfte verursacht, durch die Empörung des ganzen Nervensystems, diese Empfindungen zu stillen, ist es kein Wunder, daß die Seele ganz aus dem Standpunkt ihrer ruhigen Anschauung, Aufmerksamkeit, kalten Nachdenken kommt, und auf Wundergestalten, Eingebungen höherer Geister, Ahndungen, und dergleichen Hirngespinnste des dunkeln Gefühls, verfällt. Freylich entsteht dann daraus, um den Reiz der Wollust abzustumpfen, das einsiedlerische, mönchische Wesen dieser Schwärmer, die Züchtigung des Fleisches, das Fasten, Geißeln und Peitschen, welches selbst bey der Quakersekte im Gebrauch war. — Man nehme endlich selbst noch die Unterdrückung der Liebe als Empfindung, als Leidenschaft in Rücksicht des Herzens und der Seele, und man wundre sich nicht, nach Vergleichung des Schadens, den minder heftige, starke Leidenschaften in den Menschen hervorbringen, über die gänzliche Zerrüttung des gesun-

den urtheilenden Verstandes in dem Schwärmer. Der Liebende strebt seine Empfindung in dem Busen einer weichern Seele zu ergießen, hier, aus diesem Kelche, Wonne der Herzensvereinigung zu schmek-

ken: — immer brütet er nach der Erfüllung seiner Empfindung — aber nie — nirgends findet er den Gegenstand zur Theilnahme seiner Liebe. Gebet, Buße, Liebe zu Jesu, wird also nun der Deckmantel, in welchen er seine irrdische Liebe einhüllt, und zur mystischen, bilderreichen, dunkeln Religionssprache — der Trieb seines liebenden Herzens zur Ergießung.

Auf dem Gesichte des Schwärmers ruht eine gewisse, nicht herzliche treue, sondern lächelnde Freundlichkeit, eine religiöse, verliebte Schwärmerey leuchtet aus den kleinen, von angenehmen innerm Kitzel zum Lachen verzogenen Augen, und auf den weichlichen, kraftlosen Lippen ruht eine Süßlichkeit und eine gewisse Selbstliebe. Kein männlicher Zug, kein starker Muskelausdruck tiefen ernsten Nachdenkens — keine Schärfe, Feinheit, kein Feuer spricht auf seinem Gesichte — eben so wenig als er für anstrengenden Scharfsinn, höhere Wissenschaften der spekulativen Philosophie, für Kunst und geistige Schönheit wahres Gefühl hat.

Drittes Kapitel.

Individuelle Religionsverschiedenheit.

Mechanisch bewegen sich noch oft die Lippen des Mannes in gewissen Augenblicken der Ueberraschung

einer kindischen Angst nach dem Abendgebet seiner ersten Kindheit, in welcher er doppelte Wachen vor den unruhigen Nachtgeistern um sein Bette herstellte. — Unauslöschlich sind die Eindrücke der ersten Kindheit, die ganze Religion, Moral des Menschen hängt oft in gewissen Augenblicken, wo er sich selbst vergißt, von dem Wiegenliede seiner Amme ab, wie von dem zufälligen, herabfallenden Abendthau die Farbenschmelzung der sich entfaltenden Bluhme. — Jeder Mensch macht sich seine eigne Religion, seine eigene Moral nach seinem Temperamente, ändert, verwechselt sie so oft, so oft sein Temperament wärmer oder kälter, feuriger oder langsamer wird, altert oder sich verjüngt; und immer mit dem täuschenden Wahn, mit kalter Vernunft unabhängig seines Gefühls eine geprüfte einzige Religion zu haben.

Früher oder später verlöscht, wie der Nordschein, das System der Moral, das ihr Aeltern eurem Kinde vorprediget: der geringste Stoß kann ihm eure so ängstlich geprüfte Lehren schwankend machen, und eure Stützen zertrümmern. Hoft nicht, daß euer Sohn, den ihr in die Welt schickt, eure Moral wieder zurückbringe: — je mehr er Jüngling, Mann, wird, je mehr sich seine Natur entwickelt, desto unaufhaltsamer wird er aus eurer Erziehung heraustreten, und sich selbst eine eigene zubereiten. Wollt ihr dieses nicht, so laßt ihn nie

aus dem häuslichen Zirkel heraustreten; wacht immer über sein Temperament, daß es nicht zu stark werde, und euer Moralsystem übermanne. Der erste Zweifel, den er über das tiefe Geheimniß der Dreyeinigkeit hören wird, — und könnt ihr dieses verhüten? — wird ihn außer aller Fassung bringen, und auf einmal aus seiner Kindheit hinwegrücken.

Der Jüngling will eine andere Religion als der Mann, und dieser eine andere als der Greis. Das Blut wallt feuriger in den Adern des Jünglings, voll Lebenskraft ist die ganze Welt sein: — Ohne einen Gott, — ohne eine Religion, — ohne System der Moral wähnt er festzustehen voll Gefühl der Stärke seines nervichten Arms. Hat aber sein jugendliches Feuer ausgebrauft, schränkt sich sein Blut auf das häusliche Leben ein, läuft sein Blut nun männlicher; so wird auch sein Blick ernsthafter, seine Seele fasset einen festern Standpunkt ihrer Aufmerksamkeit und Ruhe: — und nun empfindet er, wie ruhig es sich in den Armen der Religion ruhet, wie nöthig ihre Stützen in den kleinen häuslichen Leiden, und wie angenehm es ist, in stillen Abendstunden an der Seite seiner Kinder, seines Weibes, mit einem Gott zu ruhen, und mit ihm der Welt zu vergessen. Der Greis, bedarf er nicht noch einer festern Stütze als der Mann? was könnte ihn denn trösten in der Schwachheit seines Alters? — sollte er denn gar nichts haben, —

weniger noch als der brausende Jüngling, der seinen Arm, seine Seite mit dem Schwert bewafnet? —

Nichts ist schwerer, und zugleich leichter, — als den moralischen Menschen und seine Religion zu bestimmen, ihn von einer zur andern übergehen zu lassen: — die langwierigsten Verfolgungen und Grausamkeiten, welche Sekten nicht zur Absagung ihrer Religion bringen konnten, beweisen das erstere: — und die augenblickliche Blitzschnelle Umänderung derselben in gewissen Menschen, hingegen das letztere. —

Schwer ist es, durch Systeme, kalte, trockne Vernunftbeweise den Menschen für eine Religion empfänglich zu machen; — leicht, wenn man sein Temperament umzuändern, und in ein anderes zu stimmen sucht. — Je näher dieses mit einem andern verwandt ist, je leichter es zu einem andern übergehet: desto leichter, gewisser ist auch unter Umständen die Religionsveränderung eines Menschen vorherzusagen. — So physisch unmöglich der Uebergang des blutreichen zu dem knochenreichen Temperament ist: so unmöglich ist auch die gegenseitige Umänderung der Religion.

Leichter ist der Uebergang der Unterarten eines Haupttemperaments — des cholerischen zum sanguinischen, — des sanguinischen zum phlegmatischen — des ätherischen zu dem melancholischen:

leichter ist also auch der mögliche Uebergang zu der Religion jedes dieser Temperamente. Oefter ist die Erscheinung des Tausches einer freyern Religion mit einer gewissenhaftern, als umgekehrt — weil sich dieses Verhältniß nach der Abnahme der körperlichen Kräfte und der physischen Gesundheit richtet. —

Bestimmendes Verhältniß der Religion durch Temperament.

Blut.

1) Je wäßrichter, mit fetten Theilen — leichter Umlauf des Bluts: — desto mehr, desto furchtsamere Religion, gewissenhafte, behutsame Moral.
2) Geschwinder, ungehinderter, feuriger Umlauf mit freyen Herzschlägen: — schwärmende Religion, gutmeinende, übereilte Moral, nicht dogmatisirend, sondern hinblickend auf Vorsehung, Gutesthun, Besserung.
3) Je mehr mit Feuertheilen geschwängertes Blut, je wallender und brausender der Umlauf desselben: — desto mehr eifernder, polternder Religionsgeist, desto strengeres auf leere Zeremonien gegründetes Moralsystem.

Nerve.

1) Je ruhiger, feiner, ätherischer Nervengeist: — desto heiterer die Religion, desto philosophischer, reiner die Moral.

2) Je unruhiger, gichtrisch sich bewegender, ätherischer Nervengeist: — desto weniger Religion, spottender, satyrischer Freygeist.

Knochen.

1) Je fester, gedrängter, eckigter: — keine Religion, keine Moral: selbstständiger Ruhepunkt, jedem Orkan trotzender Eichenstamm.

Die Religion der gemeinen Temperamente verdient, glaube ich, desto weniger Erwähnung, da man, um sie handeln zu sehen, nur auf das alltägliche Leben blicken darf: desto mehr aber ist nöthig eine weitläuftigere Charakteristik der als Resultate angegebenen Religionsverschiedenheiten.

Phlegmatiker: So wenig er in einer Art von Muthwillen über Stock und Stein gallopiren könnte; so behutsam er jeden Schritt vor- und rückwärts thut: so sicher geht er auch in seiner Religion auf dem gebahnten, bezeichneten Wege, ohne Ausspränge zu machen, fort. — Er zweifelt nie — hält sich nur an den Glauben, wegen der Erfahrung die er will gemacht haben, daß jenes den

Kopf so unruhig, so schwindelnd mache, dieses ihn aber so sanft, wie auf einem untergelegten Ruhekissen schlafen lasse. Kommt dieser gute Mann einmal mit einem bösen Freygeist zusammen: — so weiß keiner besser und geschwinder als er die Zweifel des letztern zu widerlegen — Man muß der schwachen Vernunft nicht zu viel trauen, seinen Stolz, die angeborne Erbsünde bekämpfen lernen, die Vernunft unter die Herrschaft des Glaubens bringen. — Wenn es nicht zu kalt ist; — versäumt er keine Kirche, kein Abend- und Morgengebet, noch vielweniger, mit unverwandtem Blick auf den Braten und mit lächelndem freundlichen Munde, das Tischgebet. Hartherzigkeit kann man ihm nicht Schuld geben, denn ich sahe einen wohlgenährten Phlegmatiker des Jahrs sechsmal weinen, nämlich wenn er beichtete, und vorher seiner Ehefrau den Versöhnungskuß auf die Hand drückte. Frömmigkeit, Gutmüthigkeit der Moral ist diesen Personen bisweilen gar nicht zu ihrem Vortheil mit zu starken Farben auf ihr Gesicht getragen. Auf Zeremonien hält er viel, denn hier steht er doch wenigstens etwas: daher schimpft er so arg wider Aufklärung und Aufklärer, als wider solche, die durch Abschaffung derselben die ganze Religion vernichten. Das Verdienst Christi ist ihm nicht sowohl nach richtig gedachten Gründen, als nach seiner gutmüthigen, verträglichen Moral das wichtigste Haupt-

stück,

stück, weil er hier glaubt, desto weniger selbst zu thun zu haben. Er wäre daher im Stande, dem, der ihm nicht oft zu seiner Ruhe das Verdienst Christi vorhält, Amt, Rock und Kragen zu nehmen. — Je nachdem das Phlegma stark oder minder stark ist: je nachdem ist auch das Phlegma seiner Religion und Moral; doch immer bleibt Furchtsamkeit, Gewissenhaftigkeit, Orthodoxie, blos weil man hier sicherer geht, das Charakteristische der Religion dieses Temperaments. — Pietistische, ruhige Schwärmerey ist hier blos möglich bey dem Grade des Phlegma, welches durch wässerichte Theile des Bluts bestimmt wird. Sie hat das Gepräge des Furchtsamen, des Mystischen, Apokalyptischen, des ungewissen, dunkeln Schwebens in Ahndung, Träumen und Einwirkung höherer Geister.

Sanguiniker. Mit keinem Temperamente scheint Religion und Moral so nothwenig verbunden, und gleichsam aus dem Körper selbst zu entspringen, als hier. Nur gewisser Hauptstücke und Lehren bedarf es, die das Herz erwärmen, die Einbildungskraft in Schwärmerey setzen: für alle andere, die mehr dogmatisch sind, hat es keine Empfänglichkeit. Es ist daher wirklich keiner in gewisser Rücksicht ein so eifriger, schwärmender Verehrer der Religion, und auch zugleich ein so weniger Anhänger der Hauptlehren des Christenthums, als der Sanguiniker. Alle seine Handlungen sind mit einem gewissen über-

eilten Moralismus tingirt, mehr gutmeynend, als nach richtigen Grundsätzen der Vernunft bewährt. In allen seinen Schicksalen erblickt er Gottes Führung, in seinen Begegnissen dessen Vorsehung: und so oft er sie erzählt, welches gemeiniglich bey dem gesunden Selbstgefühl seines Körpers geschiehet, blickt er mit Rührung und moralischer Herzensregung auf Gott und Vorsehung hin. Eine charakteristische Aeußerung dieses Temperaments ist das Tagebuch halten, als tägliche Bestärkung zur Tugend, täglich neu gefaßte Entschließung zur Selbstbesserung.

Der Choleriker hat mehr systemmäßige als moralische Religion, nicht die gutmeynenden Begriffe der Tugend des Sanguinikers, sondern strenge, harte, orthodoxe, eisenfeste Grundsätze der Moral. In seiner Hand hat er den Bannstrahl, womit er Hölle und Himmel austheilt, und auf seinen Lippen Schwefel und Feuer. Ohne Höllenstrafen, Dreyeinigkeit, Erbsünde kann seine Religion nicht bestehen: er wäre im Stande keine Religion zu haben, wenn ihm dieses genommen würde; denn nur hier findet sein eben so harter Körper Erschütterung und Arbeit. Die Philosophie seiner Zeit nennt er gewöhnlich Modephilosophiechen, ausgenommen der guten, handfesten Logik, die hin und wieder geprediget wird, und welche er selbst in Regeln so bestimmt als Einheiten einer Zahl herrechnen kann.

Melancholisches Temperament. Dieß Nervensystem ist überhaupt mehr bestimmt, geistige Gefühle aufzunehmen, Empfindungen des Schönen, des Erhabenen, u. s. w. als Empfindungen der Moral, der alltäglichen Tugend — In diesem Temperament erscheinen daher diese mehr philosophischer, gereinigter, geläutert, durch Aesthetik verschönert, und zur platonischen Tugend vergeistiget. Ein Maler, ein Dichter wird gewiß nicht sein Herz mit der Wärme des Sanguinikers zur Tugend, Selbstbesserung anfeuern, nicht mit den gutmüthigen Ausdrücken Gott und Vorsehung predigen: sondern seine Tugend wird vielmehr das begeisterte Gefühl der idealischen Schönheit eines weiblichen Körpers seyn, und sein Gott ein Gemälde in der höchsten Vollendung des Erhabenen, des großen, des geistigen, intellektuellen Schönen. Religionsschwärmer und Maler, — Sanguiniker und Dichter — sind wie zwey entgegengesetzte Weltgegenden, unter deren jeder ein anderer Himmel herrscht. Gellert konnte eben so wenig Maler, Tonkünstler, Dichter seyn: so wenig diese mit seiner Tugend, seinem Moralsystem zu vereinigen sind.

In diesem Temperament dämmert also die Religion von den dunkeln, gutmüthigen Empfindungen des Sanguinikers, wie von einem umnebelten kalten Morgenthau zu dem schönsten, heitersten Frühlingstag auf, an welchem die Sonne, ohne

von einer Wolke geschwärzt zu werden, am Abend das Ende ihrer Laufbahn erreicht. Die Moral wird hier philosophisches Nachdenken über den Endzweck der Welt, über das Verhältniß des Menschen mit dem höchsten Wesen: — Religion — fröhlicher Genuß dieses Lebens, innige Herzensempfindung der Schönheit der Welt, als dem Abdruck der Gottheit. Könnte ich dieses Gemälde wohl glücklicher vollenden, als durch Aufstellung zweyer Männer — des entschlafenen Jerusalems und Zollikoffers?

Freygeisterey kann eben so, wie Schwärmerey, nur bey gewissen Temperamenten stattfinden, eben so wenig als diese Folge der Erziehung, des Unterrichts seyn. Unruhiger, unstäter Nervengeist, periodisch - gichterischer Nerve, elastischer Muskel- und Körperbau — ist der Boden, woraus Nichtreligion zu entspringen pfleget. In so fern Luft, Klima, Lebensart, ganze Nationen zu diesem Temperament geneigt machen können, kann auch freygeisterische Denkungsart, spottender Religionsgeist allgemeiner Charakter einer Nation werden. Der Voltärische Freygeist, der überhaupt Frankreich beherrscht, kann hier erläuterndes Beyspiel abgeben.

Römisch-feurige Temperamente. Nicht das wallende, schwärmende Blut des Sanguinikers, — nicht der ätherische, feine, ruhige Nervengeist: — nicht die Religion, die Moral dieser Temperamente. Ohne diese Stütze steht der feurige Römer allein fest

wider alle Bedrängnisse und Empörungen des Lebens; sein Arm ist nervicht und seine Seite mit dem Schwerte gegürtet, — nicht aber in seinem Herzen duldender Religionssinn und schwachsinnige moralische Empfindung. Dieses Temperament bildet Helden, Beherrscher, Menschen, die über eine ganze Welt von kleinen Seelen hervorragen, — Menschen, für die keine gemeine Menschen-Religion ist. — „Nach seiner Philosophie, sagt Zimmermann *) „glaubte Friedrich der Große, das blinde Ohngefähr sey die einzige Ursache seines Daseyns. Er „fühlte zwar tief und schrecklich seine Abhängigkeit „von einer höhern Kraft, von der alles zerstörenden „Kraft des Alters und der Zeit. Aber den Trost, „das Hochgefühl, das der allergemeinste und aller„geringste Mensch haben kann, wenn er will, hatte „dieser große Held und König nicht. Ihm man„gelte der erhabene Trost, der eben aus unserer „Schwäche, Abhängigkeit, fließet: der Gedanke unse„rer Abhängigkeit von Gott und dem weit über „Erde und Grab hinausreichenden Zwecke unsers „Daseyns. Friedrich der Große hielt sein Leben „für einen Hauch, den das Ohngefähr gebar, und „der im Alter verdüfte. Er glaubte nicht an das Größ„te, Beste, Edelste und Gewaltigste in Ihm, an die

*) Ueber Friedrich den Großen, und meine Unterred. mit Ihm u. s. w.

„Unzerstörbarkeit seiner Seele. Nach seiner Philoso-
„phie hing sein Geist an seinem Körper, und mit ein-
„ander mußten beyde hinfallen und vergehen.

„Er, dem seine Abhängigkeit von Alter und Zeit
„so traurig auffiel, fühlte nicht, daß eben diese Ab-
„hängigkeit, die uns auf der einen Seite so klein
„macht, uns auf der andern Seite so sehr erhöhe,
„uns in eine beständige Verbindung setze mit Gott!
„Eben dieß und sonst nichts in der Welt, keine Gei-
„steskraft, keine menschliche Gewalt und Größe, kei-
„ne Krone, kein kaiserlicher und kein königlicher Pur-
„pur stärket so sehr den menschlichen Muth, belebt
„so sehr die menschlichen Kräfte, erweckt in uns im-
„mer von neuem diesen unbezwingbaren Menschen-
„trutz, der doch immer an uns wieder bemerklich und
„kennbar wird, so sehr wir auch wissen denselben da,
„wo es der Wohlstand erheischet, zu verbergen. Wir
„reden mit Gott, werfen uns hin vor seiner Allmacht,
„erkennen alles, was wir nicht sind, und allein durch
„Ihn seyn können und seyn werden, erwarten Hülfe
„allein von Ihm: und dann, so lange uns dieser Glau-
„be an Gott (der uns nie verlassen sollte) nicht ver-
„läßt, überwinden wir die größten und schrecklich-
„sten Gefahren. — —

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

XX I:88
VII.90

XX I.88
VII.90

XX I.88
VII.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Grohmann, Johann Christian August,

Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie

Leipzig 1791
Res/Anthr. 62
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913329-0
VD18 14598809-001